

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Fünfundzwanzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1898

1898. 12



3968



Inhalt.

Adventisten	491	Generationen	393
Alifchan, Ghemond	482	Getränke, giftige f. a. Alkohol- frage 421.	
Alkoholfrage, die f. a. Getränke 185.		Galkatisten, die	544
Allerjeden	370	Harcourt, William f. Notizbuch 564.	
Anlagebant, auf der	273	Häufigkeitwörterbuch der deutschen Sprache f. Riesenthorheit.	
Ausweisungen f. Notizbuch 564.		Hebbels Nachlaß, aus	326
Bankmandover, west-östliche . . .	182	f. a. Notizbuch 563.	
Bismarck und die Deutschen . . .	321	Heilige Stätten f. Stätten.	
Braunschweig	233	Herbsttage, Krafauer	173
Bücher, lehrswürdige f. Notiz- buch 526.		Hexe, die, von Siebenbürgen . . .	333
Buddhistische f. Lieder.		Hoftheater, Berliner f. Notiz- buch 566.	
Byzantinismus f. Notizbuch 131.		Hohenlohe, der Fall	49
Cron, Gustav	588	f. a. Notizbuch 565.	
Dezemberorgen	485	Humor f. Psychophysik.	
Diplomaten, wir	83	Ideologie, unsere	245
Diva Evina	166	Industrien, chemische	603
Don Quixote f. Kienzl.		Industrieblüthe	92
Elisabeth f. Kaiserin.		Irende-Ritter-Musik	508
Ende, das, der Sozialwissenschaft	59	Italien und Frankreich	444
Fajshoda	336	Jüdische Wirtschaftsgeschichte f. Wirtschaftsgeschichte.	
Ferri, Enrico	352	Kaiserin Elisabeth	113
Finanzorgen	227	Kant und der Jar	106
Fontane	1	Kapital und Börse	523
Frankreich f. Italien.		Kienzl, Don	438
Franz Josef	407	Klingers Werkstatt, aus	67
Frau, die, in der Gegenwart . . .	210	König Otto f. Notizbuch 48.	
Frau, meine	511	Kräfte, die bewegenden, der Volks- wirtschaft	143
Freiheit, die, politischer Aeußerung und die Universitäten	576	Krafauer f. Herbsttage.	
Freundin, die, der Entgleisten . . .	476	Kreta und Griechenland	160
Friedenskonferenz, die	424	Kreuzfahrer, die	361
Gebichte	583	Krise, die, in Ungarn	466
Geheimniß, das, der Materie . . .	590	Legenden, zwei	230
Geldknappheit	403		
Gelehrten-Sozialismus f. Ver- nichtung.			

Liebe, physische	218	Schlaf, Johannes	163
Liebesleben, das, in der Natur f. Liebe.		Schriftstellerleben	299
Lieder, Buddhistische	116	Schulbureaukratie	260
Loewe-Schuckert	358	Schweminger f. Recepte.	
Lucheni	371	Selbstanzeigen 88, 124, 178, 265, 396, 479, 566, 599	
Lucheni's Verbrechen	366	Sheherjäd	137
Meraner Volksschauspiele	31	Sklaverei in Griechenland	17
Meyer, Conrad Ferdinand, als Lyriker	459	Sozialwissenschaft f. Ende.	
Mickiewicz, Adam	608	Spaniens Zukunft	559
Musik f. Irrende-Ritter.		Stätten, Heilige	529
Nachtigal, die	206	Stovepipe Den	309
Nießeche und die Frauen	534	Strife, der, der Geister	77
Notizbuch 46, 131, 526, 562		Toteninsel, die	127
Oktoberstimmung	127	Transaktionen, neue	318
Palästina-Postkarten	95	Triebkräfte, die moralischen, im Leben der Gegenwart	412
Pilger, die beiden	263	Ungarn f. Krise.	
Politik, südeuropäische f. Notiz- buch 565.		Verbrecher in der Literatur	342
Psychophysik des Humors	374	Vermächtniß, das	133
Regierungswisheit f. Notizbuch	528	Vernichtung, die, des Gelehrten- Sozialismus	7
Reichstag f. Notizbuch 562.		Verse	65
Recepte, meine	488	Vogeljagd	434
Reisenthorheit, eine	306	Volksschauspiele f. Meraner.	
Rops, Félicien	430	Volkswirtschaft f. Kräfte.	
Rose, eine	38	Warnung, eine	270
Rothschilbs Weige	398	Weihnachtsbaum, der	551
Rottenparade	97	Wirtschaftsgeschichte, jüdische 447, 496	
Samoa, aus	222	Zar f. Kant.	
Satan und Prometheus	286	Zuchtsträber, die	606
Schäfer Thomas	567	Zuckerlandal, ein	43



Berlin, den 1. Oktober 1898.

Fontane.

Vor zehn Jahren, im Spätherbst, entstand dem alten Meister Theodor Fontane ein kleines Gedicht. Er dachte des Tages, da sie ihm den Sohn zur letzten Ruhstatt hinausgetragen hatten. Ein sonniger Septembertag wars gewesen. Röhlich schimmerten durch das dunkle Grün schon die vor dem Tode noch prunkenden Blätter, scharf und klar war im teltower Kreis die Luft und über dem bunten Herbstkleid der Felder tändelten girrende Tauben. Rothe Spätrosen und weiße Malven fielen sacht auf den Sarg, ein paar Schollen polsterten plump hinterdrein und schlugen mit dumpfem Schall auf das Tannenholz, drei Salven dröhnten nach, — dann war Alles still. Alles aus. Der Wind strich über das frische Grab. Vielleicht drängten die Leidtragenden, wie die Sitte es will, heran und schüttelten den Eltern die Hände. Der Vater stand aufrecht und lauschte dem Schweigen des Alls. Ihm war es beredt, sprach vom Werden und Vergehen alles Irdischen, sumimte das alte heraklitische Wiegenlied, den Abendtrost der nach Schlummer lechzenden Menschheit. Ob Der, dessen letztes Lager nun die braune Erdoecke wärmte, nicht am Leben gelitten hatte? Ihm war ein guter Tod beschieden; und dem ihm nachsinnenden Vater schwand der Trennungschmerz. Ohne Bitterkeit, in fast wohliger Wehmuth, dachte er nach einem Jahr schon der Stunde und mit der Erinnerung an die drei Salven zogen drei kleine Strophen durch den wachen Poetensinn. Der Abschiedsgruß an den Jungen. Ein herbstlich gefärbtes, die laute Bethulichkeit der Friedhöfslinge scheuendes Gefühl, das in den Wunsch ausklang: „Und kommt die Stund' uns, Dir uns anzureichn, so laß die Stunde, Gott, wie diese sein!“ Der Gott, den die Dichter denken, hat gnädig die fromme

Bitte erhört. Meister Theodor aus Neu-Muppin, der Stadt Bietens und Schinkels, ist schmerzlos an einem dunklen Septemberabend eingeschlafen. Es war kein Sonntag gewesen, aber auch keiner von den kalten, die uns in diesem Herbst plötzlich mit Wintersahnung schreckten. Man konnte mittags am offenen Fenster sitzen und freute sich abends der wärmenden Lampe. Der alte Fontane aß und trank tüchtig; dann ein Schlag: das Herz stand still. Keine Krankheit, kein mähliches Stocken der Lebensfunktionen, kein Sorgenlager, das die Liebe angstvoll umseufzt. Im Schlafzimmer saß er auf dem Bett, den Kopf in die Kissen gebeugt. Alles will seine Ordnung haben. Und ein ordentlicher Mensch schläpft schnell noch ins Schlafzimmer, wenn es ans Sterben geht.

Der Bewunderer des Alten Frijen war sein Leben lang ein ordentlicher Mensch; „ein Bißchen verdreht, wie alle Apotheker“, aber stets für „festes Geſetz und festen Befehl“; unter dem weißen Haar noch hähig, aber stets märlisch stramm und der Obrigkeit in Treue gehorsam. Es ist noch nicht lange her, da sah ich ihn in der Dämmerung auf dem Potsdamer Platz, den man, dank der löblichen Leistung des kopflosen Magistrates, seit Wochen nur mit Lebensgefahr überschreiten kann. Der alte Herr hatte den Rockkragen bis über die Ohren gezogen, den grünfarrirten Shawl um den Hals geschlungen, hielt das Taschentuch vor den Mund und harrete, aufrecht und geduldig. Ringsum ein undurchdringlich scheinendes Gewirr von Droschken und Pferdebahnwagen, jede Lücke durch dichte Fußgängerschaaren verstopft. Fontane stand ruhig und machte keinen Versuch, sich vom Strom an die Posthecke tragen zu lassen, wo Rettung winkte. Innerlich mochte er Denen wohl grollen, die alte Leute zwingen, in Wind und Wetter zu warten. Wozu aber wider den Stachel lösen? Ordnung muß nun einmal sein; und der Schutzmann würde schon das Zeichen geben, wenn es für ordentliche Menschen Zeit war, sich über den Damm zu wagen. „Dulde, gedulde Dich sein.“ Du versäumst ja nichts. Ob Du früher oder später, mit oder ohne Schnupfen nach Hause kommst: „es kribbelt und wibbelt weiter“. Kein Fältchen des Unmuthes war in dem straffen Bureaukratengeficht bemerkbar; und das große blaue Auge, das echte Frijenauge, das über dem borstigen Schnurrbart wie ein Band Goethe in einer Wachtstube wirkte, sah in gewohnter Milde auf die Wirrnis. Manches, was felsensfest schien, hat sich in Fontanes Weltanschauung gewandelt, manche Eiskruste ist von den Sinnen des 1819 Geborenen abgethaut, er hat die Vorurtheile, die einst heiligen Ueberzeugungen lächelnd bestattet und ist

in den Jahren, die sonst zur Erstarrung, zum bewußten Verharren auf einer bestimmten Anschauungsstufe führen, ganz himmlisch, ganz höllisch radikal geworden. Mit gewissen Dingen aber ließ er nicht „Schindluder treiben“; und den Sinn für die Ordnung hat der in Preußens Sandbüchse verpflanzte Sproß hugenottischer Gascogner sich immer bewahrt.

Wie es kam, daß aus dem Redakteur der Kreuzzeitung allgemach der Schöpfer der kleinen Effi Briest wurde, der Erfinder der im Kern revolutionärsten, den heikelsten Punkt der bürgerlichen Ordnung mit nie erschauter Keckheit antastenden Dichtung, und der verhätschelte Liebling der Allerjüngsten? Gute Augen lesen die Geschichte dieser lustig bergan führenden Wanderung in den Lebenserinnerungen des preussischen Lyrikers, zwischen den Zeilen noch besser als im sorglos niedergeschriebenen Text. Fontane gehörte selbst zu den Kindern der Zeit, die er so sehr liebte, „jener reizvollen, aus prosaischen und poetischen Elementen wunderbar gemischten Zeit, die ihr Kleid in den Schlössern der Ludwige, ihren Gehalt aber in den Schlössern der Friedriche empfing.“ Er konnte von sich sagen: „Ich bin Märker, aber noch mehr Gascogner;“ in seinem Wesen einten sich steife Märkergradheit und an Rabelais und Voltaire gemahnender esprit gaulois; und es war seltsam zu sehen, wie die beiden Seelen mit einander kämpften, Waffenstillstände schlossen und es schließlich schien, als habe an der Geburtsstätte dieses Einzigigen, der wie ein Franzos lachen und wie ein Deutscher träumen konnte, die Dordogne den Lauf der Oder gekreuzt. „Das Haus, die Heimath, die Beschränkung“ hatten ihm das Beste gegeben: den festen Wurzelboden und den Sinn für die fargen Reize einer nicht verschwenderisch geschmückten Landschaft. Auf die Reise nahm er die Liebe zum damals noch kleinen Vaterländchen mit; und als er in Schottland, wo er sinnend seine schönsten Balladen gefunden hatte, am Leven-See vor einem alten Douglas-Schloß stand, kam ihm der Gedanke: „Je nun, so viel hat Mark Brandenburg auch. Geh' hin und zeig' es.“ Er ging hin und gab uns die „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“, gab uns das preussische Feuilleton, dessen Finder, auch wenn er sonst nichts geleistet hätte, im Bezirk zwischen Elbe und Oder unsterblich sein sollte. Er sah nicht nur die grauen Burgen, die Dörfer an buschig bekränzten Seen, die Fichten und Krüppelliefen, Tausendschönchen und gelbe Ranunkel, Bittergräser, rothen Ampfer und Kirschblüthe: er sah, mit gutigem und doch scharfem Blick, auch die dort hausenden Menschen, Bauern, Lehrer, Pastoren und „Herrschaften“. Dem Junker namentlich sah er

bis ins gemächlich pochende, von feudalen Vorurtheilen umpanzerte Herz und erzählte dann, er habe in späterer Bechstunde von preussischen Edel-leuten „Radikalismen gehört, Urtheile von einer Fortgeschrittenheit, als flösse nicht die Niplig oder die Rotte, sondern mindestens der Hudson oder Potomac an ihrem alten Feldsteinthurm vorüber“. Wer auch nur einen märkischen Junker von der rechten Art gekannt hat, wird freudig zustimmen, wenn er bei Fontane liest: „Er ist von einem scharfen und einbringenden, ja, so weit lediglich praktische Dinge mitsprechen, von einem umfassenden Blick und führt seinen Existenzkampf nicht deshalb so hart und erbittert, weil er des Gegners Recht verkennt, sondern gerade deshalb, weil er es erkennt. Er vermag nur nicht den einen, letzten Schritt zu thun, den vom Erkennen zum Anerkennen.“ Der gut konservative Dichter, der den großen Frigen nebst seinen Grenadiern, den alten Dessauer, den alten Zieten und den alten Wilhelm besang und als „Balladenbarde und Schlachtenbummler mit eckigen Gefahren im Gefolge“ mit dem deutschen Heer gen Frankreich zog, hat den schweren Schritt gethan. Er büßte den Staub vergangener Tage von seinem Rock, entsagte der bequemen Preußenteologie und tastete sich in eine moderne Weltanschauung hinein. Das konnte er, weil er ein Dichter war, weil sein feines Poetenohr der Vogelsprache, dem Brausen der Zeit und dem Wehen des Sturmes offen stand und weil die Skepsis des Galliers sein Märkerblut vor träger Stokung behütete. Nicht wie ein junger Thor häufte er über den Abgrund, sondern suchte den schon beschrittenen Saumpfad der ordentlichen Leute. Empörung, sittliche Entrüstung und Weltverbessererpläne waren nichts für ihn; der Sechundsiebenzigjährige schrieb mir einmal: „Vom Weltreformator bin ich weit ab, habe sogar eine Abneigung gegen die ganze Gruppe, wie z. B. auch gegen die Missionare, die Weltreformatoren kleinen Stils sind. Wenn mal wieder Jehne gemordet werden, so thun mir die armen Kerle furchtbar leid, denn ich bin nicht für Mord und nicht für Gemordetwerden, aber von Prinzips wegen kann ich sie nicht bedauern. Ich finde es bloß anmaßlich, wenn ein Schustersohn aus Herrnhut vierhundert Millionen Chinesen bekehren will“. Solche gefährliche Sachen sagte er nicht laut; er war ein Schlaupfopf, hatte für Jeden, selbst für den ärmsten Stämper, ein freundliches Wort und woll'e sich in keinem Lager Feinde machen. In Privatbriefen aber kamen mandmal arge Rezererien zum Vorschein. Da finde ich in dem Stos einen, in dem es heißt: „Die ganze Welt — Das ist die Macht des Ueberkommenen — steckt in dem Vorurtheil, daß der Glaube etwas Hohes und der

Unglaube etwas Niederes sei. Wer sich zu Gott und zur Unsterblichkeit seiner eigenen werthen Seele bekennt, ist ein Edelster oder Dergleichen; wer da nicht mitmacht, ist ein Lump und reif für die lex Heinze. Mit diesem furchtbaren Unsinn muß gebrochen werden. Ich persönlich kenne keinen Menschen, habe auch nie einen gekannt, der den Eindruck eines Vollgläubigen auf mich gemacht hätte. Neunundneunzig stehen eben so; der Hundertste möchte es bestreiten, kommt aber nicht weit damit. Und dabei Forderungen an unser Gemüth, als lebten wir noch zur Zeit der Kreuzzüge . . . Wer mir zumuthet, daß ich die Zeugungsgeschichte Christi glauben soll, wer von mir verlangt, daß ich mir den Himmel in Uebereinstimmung mit den praeraphaelitischen Malern ausgestalten soll: Gott in der Mitte, links Maria, rechts Christus, der Heilige Geist im Hintergrund als Strahlensonne, zu Füßen ein Apostelkranz, dann ein Kranz von Propheten und eine Guirlande von Heiligen, — wer mir Das zumuthet, zwingt mich zu den Atheisten hinüber oder läßt mich wenigstens sagen: Wies in den Wald hineinschallt, so schallts auch wieder heraus“. Das klang schon beinahe voltairisch oder, wenn man's lieber hört, fritzißch und war für einen treuen preussischen Mann, der im Schlachtenlärm die Stimme des lieben Herrgottes vernahmen sollte, eine erstaunliche Leistung; man mag an Renan denken, in dem die Mischung germanischen und gallischen Blutes ähnliche Stimmungen wirkte. Doch Fontane war nicht, wie der Weltchrist aus Tréguier, auf den Kletterpfaden der Spekulation zu solchen Gedanken vorgedrungen. Das Abstrakte war überhaupt seine Sache nicht. Er lernte nur vom Leben, sah sich die Menschen von allen Seiten an, horchte auf ihre Bedürfnisse, ihr innerstes Sehnen, — und machte sich dann seinen Vers darauf . . . Als er, fast siebenzigjährig, seine Freunde mit dem wundervollen berliner Roman „Irrungen, Wirrungen“ überraschte, der in die resignirende Weisheit ausklingt: „Ehe ist Ordnung“, da schrieb ich: „Ganz leise scheint mir schon in diesem Buch die Frage anzuklingen: Ist auch wirklich Alles gut in unserer Gesellschaftswelt? Fontane ist konservativ und antwortet, mit einem kleinen Seufzer: Es muß wohl so sein. Aber ich bin nicht sicher, daß er nicht eines Tages, vielleicht mit achtzig Jahren, laut und deutlich sagen wird: Nein.“ Noch war er nicht achtzig, da sagte ers, nicht gerade laut und deutlich zwar, aber Denen, die hören können, verständlich genug. Als Symbol alles Dessen, was dem alten Preußen so lange heilig und unantastbar gewesen war, klebt in Junstettens pommerischem Hause, wo der armen Essi der Athem vergeht, das Pappbild des Chinesen.

„Es giebt ein raimundisches Stück, wo der Held in rührender Weise von der Jugend Abschied nimmt, die er im Hintergrunde als ein reizendes Balg in rosafarbenem Tüll verschwinden sieht. So nehme ich Abschied von Effi; es kommt nicht wieder. Das letzte Aufflackern eines Alten.“ Das schrieb mir Fontane, als ich meiner Bewunderung für dieses einzige Buch Ausdruck zu geben versucht hatte. Er sprach wahr: „es kommt nicht wieder;“ auch dem Stärksten konnte solches Werk nur einmal, in der hellsten Lebensstunde, gelingen. Mit gütigem, ein Bißchen verschämtem Lächeln hatte der Alternde Vene, Stine, Frau Jenny Treibel gesehen; als er Effi Briest sah, schwand die Schlaueit des Skeptikers und mitleidige Milde blickte auf das verflatterte arme Seelchen, das in der korrekten Alltäglichkeit, um nicht zu erfrieren, nach einer heißen Leidenschaft hascht und sich vom Ueberkommenen doch nicht völlig lösen kann. Der tiefste Nerv des Lyrikers war berührt, der Mutterboden einer Lyrik befruchtet, die, wie eine saftreiche Kiefer neben künstlichen Spalierpflänzchen, neben der Durchschnittspoeterei unserer amüsischen Tage himmelan ragt. Nur im heimischen Erdreich, unter der Sonne, die dem Knaben einst ins frohe Auge schien, konnte solche Kunst gedeihen, in dem Lande, wo seine Lieben lagen: zwischen verfallenen Hügeln, am ruppiner Wall, den der Rhin bespült, dicht bei Haserfeldern, Eichen und Buchen die treue Mutter, an der Oder, die in tragem Lauf gelbe Rummeln dem Meer entgegenträgt, neben Berglehnen und schwankem Schilfrohr der Vater. Rom im Siebenhügelkranz war dem Ruppiner nicht so viel wie Gremmen, Schwante, Behlefanz, das Haidekraut duftete ihm süßer als Parma-Beilchen und Genzano-Sträußchen und er rief, so oft er aus der Ferne heimkehrte, nach einem langen, wohligen Athemzuge: „Lockt auch Fremde, Schönheit, Pracht, — glücklicher hat mich die Heimath gemacht.“

... Ich wollte nicht noch einmal „über ihn schreiben“, nur einen Gruß ihm ins Grab nachsenden. Er ruht in der Heimath, die dem Bescheidenen so schlecht gelohnt hat. Ihm ging nie eine Gnadensonne auf, die Bücher des stärksten Dichters, der seit Hebbels Tagen dem deutschen Norden erstanden ist, sind nur einer kleinen Gemeinde bekannt und an seinem Grabe gabs kein Gedränge der Offiziellen. Was thut es ihm? Er war glücklich. Er ging lächelnd stets, mit der tapferen Herzensheiterkeit des aufrechten Mannes, seinen Weg, ließ das neue Kribbeln und Wibbeln an sich kommen und ruht nun in seinem geliebten Preußenland, an das er glaubte, trotzdem er es kannte.

Die Vernichtung des Gelehrten-Sozialismus.*)

Der Verfasser der in der Fußnote genannten Schrift ist kürzlich von der hohen preussischen Staatsregierung aus einem nassauischen Amtsgericht zu einer großen deutschen Geistesmission hervorgeholt und so zu einer öffentlichen Persönlichkeit gestempelt worden. Dem Minister für das Unterrichtswesen waren in Presse und Parlament, vielleicht auch sonstwo, Winke mit dem Zaunpfahl gegen den sogenannten Katheder-Sozialismus gegeben worden. Da erfolgte die Berufung des Tafelredners von Wiesbaden in eine Professur für politische Oekonomie an der ersten Universität Deutschlands. Das hat weithin die Vermuthung erweckt, Reinhold habe die Bestimmung, dem „gelehrten“ oder, wie andere Angehörige der berufenen Richtung der Katheder-Pessimisten das Ding nennen, dem „illusionären“ Sozialismus den Garauß zu machen und dem künftigen Beamtenstand Preußens gegen den verseuchenden Katheder-Sozialismus die erste Impfung zu geben. Man hat jedoch bisher dieser epochalen Berufung noch nicht ganz klar auf den Grund zu sehen vermocht. Jetzt erst darf man annehmen, daß es mit diesem angeblichen Berufungszweck seine Richtigkeit gehabt hat. Reinholds Buch giebt dafür eine sichere Bestätigung.

Reinhold behandelt den revolutionären oder, wie er lieber sagt, „politischen“ Sozialismus, d. h. die Sozialdemokratie, auffallend glimpflich und tadelt wiederholt jede kleinliche Maßregelung und Verfolgung der Genossen. So bemerkt er (S. 106): „Das unverständige und sachlich unberechtigte Verbot von Vereinen, von Umzügen, von Versammlungen und Reden, von Emblemen, Fahnen und rothen Schlipsen, namentlich aber auch das unhaltbare und nur gegen Ausschreitungen des Fanatismus zulässige Verbot von Prozeßionen bringt nichts zuwege als eine steigende Erbitterung und ein begründetes Gefühl der Verkürzung natürlicher und dabei durchweg sehr harmloser Freiheitrechte.“ Das ist offenbar ganz richtig. Reinhold stellt sogar mit in die erste Linie der Aufgaben deutscher Politik in der Gegenwart „den Kampf gegen eine verfehlte Unterdrückungspolitik wider die Sozialdemokratie“ (S. 443). Dagegen wird auf den Feind, den Reinhold den „Gelehrten-Sozialismus“ nennt, mit dem lebhaftesten Eifer losgegangen. Die fünf Säulen dieses Sozialismus sind für Reinhold: John Stuart Mill, F. A. Lange, der Unterzeichnete, Adolph Wagner und Marso; alle fünf werden mit Simfontemperament in einem Ruck gestürzt. Und zwar in grimmster Absicht. Reinhold nennt uns (S. 519) eine „unheilvolle Richtung“, unsere Sozialpolitik eine „säftevergiftende Therapie“. Unsere Giftbude zu schließen, ist Reinholds heißes Bemühen. Er erklärt es geradezu für „die wichtigste Aufgabe des öffentlichen

*) Reinhold, Karl Theodor. Die bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft. Leipzig, E. V. Hirschfeld. 1898.

Lebens in Deutschlands Gegenwart, den Sozialismus der Gelehrten theoretisch und praktisch los zu werden" (S. 443). *Ecrasez l'infame*, meint unser sozialökonomischer Voltaire.

Die theoretische Befreiung Deutschlands von uns Unheilsträgern mißlingt nun zwar unserem Gegner vollständig, wie ich darthun werde; theoretisch wäre Reinhold nicht ernst zu nehmen und dürfte, wenn seine Schrift der Wissenschaft gälte, ruhig ignoriert werden. Allein das praktische Loswerden: Das ist des feurigen Pudels Kern. Reinholds Buch hat eine durchaus politische Tendenz. Da versteht man es denn auch sofort, daß Reinhold nicht den illusionären Kommunismus der bisherigen Sozialdemokratie, sondern uns so besonders scharf aufs Korn nimmt. Reinhold eignet sich zwar alle zugkräftigen Argumente gegen den wirklich illusionären Sozialismus aus der Kritik der gelehrten Sozialisten an. Er scheint zu meinen, daß der Sozialismus der Arbeiterpartei durch uns bereits vernichtet sei. Viel zu schmeichelhaft sagt er in dieser Hinsicht von mir, ich habe mit einem Kernwort „den ganzen lärmenden Schwindel des Sozialismus (der Sozialdemokratie) für immer abgefertigt“, „am Tiefsten in das Herz der Sache und tödlich für die Theorie des Sozialismus (Sozialdemokratie) treffe das Schwert des Geistes in dem Vorwurf Schaeffles gegen den Optimismus der Sozialisten“ (Sozialdemokraten); ich soll, heißt es, „die ganze Wahrheit mit Feuerzungen geredet und damit der Menschheit in ihrer Mehrheit das Wort von den Lippen genommen“ haben. Wenn Das wahr wäre, so wäre die Arbeit gegen die Sozialdemokratie theoretisch freilich schon gethan und Reinhold brauchte sie dann allerdings nicht ein zweites Mal zu verrichten. Leider finde ich bei der Arbeiterpartei „den lärmenden Schwindel“ des utopistischen Sozialismus noch nicht so ganz abgethan und selbst die Leute, die von der Sozialdemokratie zur Zeit noch ins Bodenhorn gejagt sind, werden sich die Augen reiben, wenn sie vernehmen, daß die Sozialdemokratie durch mich schon seit länger als einem Jahrzehnt und „für immer abgefertigt“ sei. Ich bezweifle aber stark, daß ich diesen ungeheuren Erfolg erzielt habe; der illusionäre Kommunismus der sozialdemokratischen Programme ist, so viel ich sehe, auch theoretisch nicht schon abgethan, wenigstens steht er in den kommunistischen Programmen noch in Geltung; die „versehlte Unterdrückungspolitik wider die Sozialdemokratie“ sorgt ja auch dafür, daß die Arbeiterpartei, wenn sie selbst Lust haben wollte, aus dem illusionären Kommunismus zu einer radikalsten Reformpartei sich zu mausern, immer wieder zu den alten Programmjäten zurückgetrieben wird. Darauf kommt es aber überhaupt nicht an. Es wäre eben nach dem Herzen der Sozialreaktionäre — ich gebrauche diesen Ausdruck, um jede persönliche Anspielung zu vermeiden — gar nicht praktisch, wenn der illusionär revolutionäre Sozialismus in der gedachten Art sich mauferte. Die mächtigen Leute, deren Köpfe

hinter den Simsonschultern Reinholds hervorschauen, wollen nicht nur keine noch radikalere Sozialreform, die kommen würde, wenn die Sozialdemokratie theoretisch überwunden wäre, sie wollen selbst mit der bisherigen Sozialreform gründlich und schleunig aufräumen. Die bisherige Sozialreform soll so viel wie möglich zurückgebildet werden, und da diese Sozialreform vom „Gelehrten-Sozialismus“ mächtig angeregt, wissenschaftlich begründet und unterstützt ist, ist es unumgänglich, den gelehrten Sozialismus theoretisch zu vernichten und der sozialreaktionären Praxis im Geist der Nation die Bahn frei zu machen. So ist es sehr wohl zu verstehen, daß Reinhold seine Keule gegen uns schwingt und die Giftbude unserer „lästervergiftenden Therapie“ auf seine Weise schließt. So betrachtet, hat seine Ansicht einen ganz praktischen Sinn, es sei die wichtigste Aufgabe des öffentlichen Lebens der deutschen Gegenwart, den Sozialismus der Gelehrten theoretisch und dann praktisch los zu werden. Ginge es auf die Bekämpfung der Sozialdemokratie los, dann dürfte man, wenn wir wirklich den von Reinhold überschwänglich gepriesenen Dienst gegen die Sozialdemokratie theoretisch gethan haben, uns nicht abtatseln. Wir haben in Reinhold den braunen Schildträger einer kleinen, aber sehr mächtigen Partei der Reaktion gegen praktische Sozialreform überhaupt vor uns; sonst wäre Reinholds Auftreten gegen den „Gelehrten-Sozialismus“ überhaupt unbegreiflich.

Auf den ersten Blick scheint Reinhold seine Sache, wenn ich das Wort des Dichters anwenden darf, verflucht geschickt, jedenfalls höchst einfach anzugreifen. Der Grundton seines sozialkonservativen, mit zwei metaphysischen Balken arbeitenden Orgelspieles ist ungefähr dieser: Die gelehrten Sozialisten sind eigentlich gar keine Sozialisten, weil sie nicht für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Sinne des illusionären Sozialismus sind, — mir namentlich wird Dieses durch Reinhold ausdrücklich bezeugt und im Eingang des mir gewidmeten Abschnittes sogar der Empfehlungsbrief ausgestellt, meine „wirthschaftlich-sozialen Anschauungen zeigen eine solche Tiefe und Eigenart, dabei neben mancher Verlehrtheit einen so entschiedenen Zug von Gesundheit und praktischer Lebensauffassung, daß das Vorurtheil gegen die Ideologie der Theoretiker und gegen die ‚Professorenweisheit‘ hier bald verschwindet.“ Wir haben nach Reinhold praktisch jedoch gar nichts Ordentliches geleistet, die ganze von uns vertretene Sozialreform ist — wörtlich nach Reinhold — *cant* auf englisch, „geräuschvoller Schwindel“ zu Deutsch, praktisch bedeutungsloser Pappenspiel. Wir hatten und haben aber doch auch Ideen, werden daher durch Reinholds Handumdrehen Ideologen, also auch illusionäre Sozialisten, maßlose Optimisten, Staatsromantiker, mit denen wir dann auch an der maßgebenden Stelle in den selben Topf geworfen werden. Und weil wir, obwohl wir eigentlich Sozialisten nicht sind, es aber doch wieder über den grünen Klee hinaus sind, ist es auch mit unserer Sozialreform nichts. Reinhold hängt

diese auch vollständig an den Nagel. Programmatisch bemerkt er in der Vorrede: Die von der sozialistischen Phantasie „beherrschte gesellschaftliche Bewegung, die das deutsche Volk heute beunruhigt, muß unfruchtbar bleiben und großen Schaden anrichten, wenn sie nicht strenge Begrenzung und deutliche Ziele sucht“. Man sollte nun meinen, Reinhold suche, scharf die Linien dieser Begrenzung zu ziehen und deutliche Ziele aufzustecken. Er „begrenzt“ aber im ganzen Buch mit keinem Wort und „sucht“ gar kein Ziel, geschweige ein „deutsches.“ Er erweist sich als klagen Diplomat und schweigt sich z. B. vollkommen darüber aus, ob der Arbeiterschutz Kaiser Wilhelms des Zweiten auch zum katholischsozialistischen Cant gehört und aufrecht zu erhalten ist oder nicht. Selbst die Arbeiterversicherung Kaiser Wilhelms des Ersten, um die Reinhold wie die Rabe um den heißen Brei herumgeht, wird nicht zum Erhalten begrenzt, ihre Rückbildung wird, wie ich besonders zeigen werde, unter Umständen im tiefsten Herzensgrunde vorbehalten. Nur um in der Stimmung der maßgebenden politischen Kreise *tabula rasa* für eine unbeschränkte Beseitigung aller praktischen Sozialreform zu machen, erschlägt der grimmige Hagen uns gelehrte Sozialisten. Sonst hätte Alles, was Reinhold in seinem Buch zusammenredet, gar keinen Sinn. Wenn Reinhold die Wirkung erzielen sollte, die er eifrig erstrebt, so arbeitet er für das Abschwenken von der reformatorischen Sozialpolitik auf der ganzen Linie.

Haben wir zu befürchten, daß Reinhold seinen Zweck erreichen wird? Davon hängt es ab, ob der „gelehrte Sozialismus“ sich veranlaßt sehen kann, die Streiche zu pariren und diese Streiche als Das noch besonders zu erweisen, was sie wirklich sind, als Streiche auf die Windmühlen ungeheurer Andichtung, die Reinholds Phantasie sich gegen uns gestattet.

Auf den ersten Blick möchte es nun scheinen, als ob Reinhold nicht einmal für die Sozialreaktionäre der Mann nach ihrem Herzen sein und bleiben könnte. Er sagt unnötig Dinge, die dort nicht sogleich gefallen können. Wie schon bemerkt, ereifert er sich wiederholt gegen Das, was er „die verfehlte Unterdrückungspolitik wider die Sozialdemokratie“ nennt. Reinhold erhitzt sich ferner, und zwar im Namen des „Weltbespoten“, des Willens, für die „Freiheit“ und sogar die „atomistische“ Freiheit, — ganz konsequent, da Reinholds „Weltbespot“, der absolute Wille, in die Leiber aller Individuen verstreut ist und daher Jeder thun dürfen muß, was er will, so daß nach Reinholds oberstem Satz auch jegliche Gattung von Anarchismus, nicht nur die der ultraliberalen Konkurrenzanarchie, sondern auch die der Dynamitarden, für Jeden berechtigt ist, der sein Kapital und seinen Kopf an seinen Willen setzen mag. Reinhold ist weiter ein unheimlicher Parteikamerad für kirchliche Sozialreaktionäre; denn er hält gelegentlich nicht viel auf die Religion, da es in dieser schlechtesten aller möglichen Welten auch ohne Religion nicht mehr

viel schlimmer werden könnte, und durch die Aufwärmung der alten Theologengeschichte von der Universität Halle, wo ein „Sündenmüller“ und ein „Gnademüller“ zugleich lehrten und schrieben, mögen konsistoriale Leser schon auf der ersten Seite Reinholds stufig gemacht werden. Noch fataler für seine Leute wird Reinhold dadurch, daß er an einer Stelle den gewinnfüchtigen Kapitalisten geradezu eine Bestie nennt, was an die berüchtigte Eigenthumsbestie im Munde extremer Sozialdemokraten gar sehr erinnert. Weiter scheint es unvorsichtig von Reinhold gehandelt, daß er die Konkurrenz- und Freihandelsharmoniker à la Bastiat-Schulze mit lassallischer Berbe und mit den Gründen des Kathedersozialismus abfertigt. Das will mich nicht nur nicht ganz tapfer dünken, weil einem toten Löwen der Tritt versetzt wird, sondern auch nicht klug, da es in der Kapitalistenwelt beachtenswerthe Leute giebt, die es abhört, wenn ihr nützlicher Glaube von früher herabgesetzt wird; und sie zu fangen, hätte Reinhold eigentlich trachten und daher entweder schweigen oder beweisen müssen, daß die Freiheit der Konkurrenz pessimistisch ganz leicht aus dem Willen als Weltbespoten heraus zu rechtfertigen gewesen wäre, da dieser Wille, in alle Nationen und Individuen zerstreut, wie er ist, den Freihandel und die freie Inlandkonkurrenz unweigerlich fordert. Auch politisch scheint Reinhold den gewissen Regionen nicht sogleich behagen zu können, denn er vertritt die parlamentarische Mehrheitsregierung und vermisst sie für Deutschland. Endlich — um noch Eins anzuführen — lehnt Reinhold für seinen schon im Vorwort „bewunderten und geliebten preussischen Staat“ das soziale Königthum entschieden ab. Bei Alledem könnte wirklich die vielen ernstern, braven und ehrlichen Leute, die es gewiß auch in den sozialreaktionären Lagern giebt, ein Gefühl anwandeln, wie es Gretchen gegen Faust geschah: „Reinhold, mir graut vor Dir!“ Doch will ich hiermit Reinhold nach dieser Seite hin nicht denungirt haben. Im Gegentheil! Ich finde in allen diesen Einstreuungen eine für die Sozialreaktion gar nicht ungeschickte Mache. Mit solchem Speck können — und sollen wohl auch — Mäuse gefangen werden, die sonst der Sozialreaktion gar nicht in die Falle gehen würden.

Schon mit der Verdammung der „verfehlten Unterdrückungspolitik wider die Sozialdemokratie“ ist es Reinhold nicht gar so ernst. An einer Stelle seines praktischen Programmes bemerkt er wörtlich und in gesperrter Schrift: „Jede Energie und Rücksichtslosigkeit ist gegen den verhält oder unverhält andringenden Egoismus der Massen gerechtfertigt. Die lärmend im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit heranstürmenden sozialistischen Massen sind nicht Brüder, sondern Feinde, und nur auf Raub bedacht. Sie sind nicht besser als die schlechtesten Angegriffenen selbst. Dies ist der klare Standpunkt. Unmittelbar damit ist der ruhige Standpunkt gegeben.“ Da ist es freilich „verfehlt“, die Sozialdemokraten nur an ihren „rothen Schlipfen“,

nicht am Kragen selbst zu packen, Umsturzgesetze mit viel schärferem Tabak sind danach am Platz, und zwar schon gegen den bloß „verhüllt andringenden Egoismus der Massen“ gerechtfertigt. Es braucht also schon in diesem Stück einem Sozialreaktionär vor Reinhold zu grauen. Und eben so auch nicht, was die „Eigentums-Bestien“ betrifft. Erstens sind eigentlich mehr die englischen als die deutschen Unternehmer bei Reinhold Bestien; dann aber sind die sozialdemokratischen Arbeiter mindestens eben so sehr Bestien, „die nur auf Raub bedacht“ sind. Endlich legitimiert Reinhold ausdrücklich den Willen der Besitzenden, „zu leben und weiter zu wästen“, und mehr können diese Herren von Reinhold doch nicht verlangen. Der Tritt ferner, den die wissenschaftlich jetzt so verwaisten, vor dreißig Jahren in der öffentlichen Meinung fast allmächtigen Sozialharmoniker und Nichtsalsfreihändler von Reinhold erhalten, ist gar nicht übel appliziert. Die besonderen Gönner der Sozialreaktion von heute sind nicht mehr Schwärmer für Konkurrenz, sondern für Monopol- und Ringbildung; sie werden Reinhold auch in diesem Stück nicht scheel ansehen, sondern geschickt finden. Die Tage, da wir vor dreißig Jahren von der Presse der liberalen Bourgeoisie durch die Gasse geschleift wurden, weil wir an dem allein selig machenden Dogma des liberalen Konkurrenzharmonismus rüttelten, sind längst vorüber: mit dem Glauben an dieses Dogma erhält man jetzt von jedem Esel Tritte. Die Zeit steht im Zeichen der Hochschulpolitik und Reinhold hat gut daran gethan, daß er den hegelischen Idealismus in den Dienst des Industrie- und Agrarprotektionismus stellt.

Auch mit der Religion erweist sich schließlich Reinhold nicht als gar zu schlimmer Heinrich. Er fängt sein Vorwort mit dem Dogma der Wiedergeburt an und endigt das Buch mit der Wiedergeburt und mit dem Wort des Hebräerbriefes: „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir.“ Auch billigt Reinhold sonstige warm empfundene Aeußerungen über den Trost der Religion. Den englischen Evolutionismus, vulgo Darwinismus, der allen Orthodoxen immer noch so schwer im Magen liegt, verspricht Reinhold, wie der Leser alsbald finden wird, unmittelbar an unserer Seite ebenfalls zu erschlagen. Alle Pastoren Deutschlands haben unter ihrer Herde schwärzere Lämmer, als Reinhold eins ist. Das Schwärmen für die atomistische Freiheit und für die parlamentarische Mehrheitsregierung scheint mir Reinhold vollends nicht zu einem für Sozialreaktionäre gefährlichen Menschen zu stempeln. Er weiß es sehr einleuchtend zu machen, daß der freie Wille der Schwachen dem des Starken Ordre zu pariren hat, und es ist wohl nur ein vorläufiges Versehen Reinholds, daß er aus dem welt-despotischen Willen, in dem er schwelgt, die parlamentarische Mehrheitsdemokratie und nicht vielmehr den Absolutismus des mächtigsten Einzelwillens, nicht vielmehr den Absolutismus der durch Besitz mächtigen Minorität, d. h.

nicht die Despotie und nicht die Plutokratie, noch beide im Bunde mit einander abgeleitet hat: eigentlich wäre Das nach der Art, wie Reinhold den weiter wüsthenden Willen der Reichen für die Apologie des Privateigentumes nationalökonomisch verwerthet, auch staatswissenschaftlich konsequenter. Reinhold hat von seinem obersten Sage aus alles Recht, sich darin jeden Augenblick zu bessern. Das letzte Bedenken gegen Reinhold verschwindet bei der Sozialreaktion ganz von selbst. Reinhold will keinen roi des gueux für Preußen mehr haben; nach all dem Unheil, das die Sozialreform der letzten Zeit angestiftet hat, kann Ablehnung für die hier in Frage stehenden Recise nur höchst erwünscht sein. Rein: Reinhold ist ganz der Mann für die Sozialreaktionäre jeder Farbe und Richtung und er kann es immer mehr werden. Daß er auch für den Fanz radikaler, liberaler und religiöser Gimpel Leimruthen in Bereitschaft hält, kann seinen Werth gewiß nur erhöhen.

Es ist hiernach, wenn „gelehrte Sozialisten“ sich zu entscheiden haben, ob sie mit Reinhold öffentlich sich auseinander setzen sollen, nur die Frage, ob er der Mann ist, für das Abschwenken von allen weiteren und bisherigen Sozialreformen einige politische Propaganda zu machen. Das will ich wenigstens für den Fall, daß von unserer Seite die bodenlose Nichtigkeit der reinhold'schen Dialektik nicht dargelegt werden würde, nicht unbedingt verneinen.

Nach dem auch sozial giltigen Gesetz des Contrastes ist zur Zeit eine gewisse „Sozialreform-Müdigkeit“ eingetreten und gerade auf diese spekulirt Reinhold. Diese Müdigkeit hat auch außerhalb des psychologischen Contrastgesetzes ihren Grund in der wenig schmachhaften Art gewisser Weltverbesserer, die sich den Sozialpolitikern an die Rockschöße gehängt haben; ich vermag da Reinhold Manches nachzuempfinden. Bei der reformmüden und doch geängstigten Zeitstimmung ist es nun nicht ungeschickt, wenn Reinhold bei aller Bescheidenheit des Geständnisses, ein „Verdienst neuer Gedanken“ nicht zu befragen, aber drapiert mit dem Tugendmantel Carlyles und „an das Gewissen des Volkes“ appellirend, emphatisch seine Aufgabe so formulirt: . . . „Unsere Unternehmung erhebt keinen Anspruch auf das Verdienst neuer Gedanken. Sie rechtfertigt sich lediglich durch Berufung auf den Satz Carlyles: das Verdienst der Originalität ist nicht Neuigkeit, sondern Aufrichtigkeit! Auch wir wenden uns, wie einst der strenge Schotte, an das Gewissen unseres Volkes. Aber unser Zorn und unser Angriff gilt nicht dem Unglauben, sondern dem Glauben. Nämlich dem Wahnglauben. Wir bekämpfen die sozialpolitischen Illusionen der Gegenwart, die zur Lüge werdenden Uebertreibungen der Gemeinschaftsides, die deutschen Phantasien vom ‚Organismus‘, die französische Phrase des ‚Altruismus‘, die moderne Zukunftsmusik vom ‚ethischen Menschen‘ und die vertrauensselige Träfirung mit der langen Sicht der ‚Entwicklung‘ der neuenglischen ‚Evolution‘. Wir tadeln Banquos Geist, vor dem der

Teufel selbst erblickt, an die Tafel des üppigen Selbstgefühles und citiren das Skelett des Menschen, dieses „grauenhaften Wesens“, aus Rousseaus Konfessionen, aus Max Stirners und Friedrich Nietsches Anatomie der „Eigenheit.“ Damit ist das ganze neunzehnte Jahrhundert im Namen des sicherlich sozialkonservativen zwanzigsten Jahrhunderts in die Schranken gefordert und im Brustton des sozialkonservativen Erlösers gesprochen. Wer glauben will, kann glauben, er höre schon die Posaunen des Weltgerichtes, womit die gelehrten Sozialisten vorgefordert sind, und könnte sie schon von ihrer Schuld erdrückt sehen. Und welche Wonne muß erst die Verheißung bei allen frommen Gemüthern erwecken, daß auch die neuenglische Evolution mit Allem, was daran hängt, endlich aus der Welt geschafft werden wird, — obwohl Das freilich im vorliegenden Bande dann mit keiner Zeile geschieht! Dabei ist die Ausdrucksweise Reinholds meist herb, kelt, herausfordernd; er mag schwachen und gedankenlosen Köpfen ungeheuer überlegen erscheinen. Reinhold weiß auch nicht ohne Geschick so zu „lärmern“, daß man glauben kann, die Schläge zu hören, womit der Kathedersozialismus eben mausetot gemacht wird, obwohl es nur Lusthiebe sind. Der künstlicherzeugte Schein der Ueberlegenheit wird noch stärker dadurch, daß Reinhold, während er die gelehrten Sozialisten abschlachtet, auch noch liebenswürdig und großmüthig sich geberdet; mir sagt er am Eingang der zehn Druckseiten, mit denen er mich vernichtet, ich sei „ein reicher und einsichtiger Kopf“ und das später von ihm vernichtete Werk „Bau und Leben des sozialen Körpers“ werde ein „Zeugniß deutscher Geisteshoheit bleiben“. Als welcher reiche und einsichtige Kopf und wie strogend siegesträftig muß erst ein Mann erscheinen, der damit anfängt, den Gegner, den er vernichten will, über den Schellenkönig hinaus zu loben! Und Reinhold ist nicht nur überlegener Dekonomist von ganz neuer metaphysischer Ueberzeugungskraft, er ist auch Jurist geblieben und giebt uns mit der Einrede der Inkompetenz die Juristenmannschelle, daß es klatscht. Reinhold bringt es fertig, was noch Niemand bisher vermocht hat, mit höllischem Pessimismus und mit himmlischem Idealismus, mit Schopenhauer und mit Hegel-Schelling zugleich zu arbeiten. Die „grauenhaften Wesen“, die Menschen nämlich, sind nach dem aus Schelling entnommenen Motto des Titelblattes „alle geborene Idealisten“. Trotzdem Reinhold den höllischen Weltdespoten, den absoluten, „immer weiter wüsthenden“ Willen mit der Lichtgestalt der hegel'schen Idee zusammenspannt, um uns unter den Rädern eines höllisch-himmlischen Feuerwagens zugleich zu verbrennen und zu zermalmen, weiß er sich dennoch immerfort von Widersprüchen frei; es ist seine oberste Liebhaberei, uns durch Andichtungen im Reiz unserer Widersprüche zu fangen, und so mag es ihm ja gelingen, daß mancher Leser selbst daran nicht zweifeln mag, daß bei Reinhold sogar Christus und Belial nicht im Widerspruch mit einander stehen. Dann ist

Reinhold im Vergleich mit uns die biedere Ehrlichkeit selbst; mit Schopenhauers Wort: „Wo ist da die Rebllichkeit?“ herrscht er Wagner und mich an, so daß, wer uns nicht kennt, uns schon zittern sieht wie arme Sünder. Und last not least: Reinhold ist (Vorm. S. VI) auch noch der volksfreundlichste Gemüths Mensch; er steht, wie er versichert, „durch gemüthliches Bedürfniß auf der Seite des Volkes, das, wo man ihm auch näher tritt, Mitgefühl und Erbarmung verdient.“ Also auch noch aus Erbarmen gegen das Volk vernichtet er die Leute, die dem Volk wenigstens die Brosamen der Sozialreform geben wollen; danach kann auch der Demokrat leicht unseren „geräuschvollen Schwindel“ fahren lassen. Da wir so geknetet und zugerichtet sind, könnte die öffentliche Meinung am Ende doch an den „gelehrten Sozialisten“, die mit ihrem cant zwei Kaiser und Bismarck dazu genosführt haben, recht stutzig werden. Die gelehrten Sozialisten werden also nicht einfach schweigen dürfen. Als Chorführer Derjenigen, zu deren StreitheroId Reinhold geworden ist, kann er für unser nationales Leben doch politisches Unheil stiften, obgleich sein Fledertwisch wissenschaftlich uns nicht die Oberhaut zu ripen vermag. Reinhold ist also praktisch in der That nicht so harmlos zu nehmen wie vor zwanzig Jahren die Schrift des schwäbischen Pastors Schuster, die vor dem ersten Sozialistengesetz preussischen Staatsmännern die Ideen gab. Wir scheint der „gelehrte Sozialismus“ einigermaßen verpflichtet, es zu verhindern, daß Reinhold auf dem Kutschbock seines „bewundernten und geliebten preussischen Staates“ bedenkliche Sachen anrichtet.

Nur ungern übernehme ich die Aufgabe, selbst gegen Reinhold die Sache des Gelehrten-Sozialismus, d. h. die Sozialreform, zu vertreten. Ich maße mir nicht das Wort im Namen meiner vier anderen Leidensgenossen an. Mill, F. A. Lange und Marso sind den „gelehrten Sozialisten“, die den „geräuschvollen Schwindel“ der Sozialreform aufgebracht haben sollen, kaum beizuzählen. Sie sind tot und ich kann für sie kurz nur das Eine sagen, daß die Bilder, die Reinhold von ihnen vorführt, nicht minder Zerrbilder sind als diejenigen, welche Reinhold für seine Gönner von Adolph Wagner und von mir entwirft; überwunden hat auch sie Reinhold in keiner Weise. Wagner ist der Mann, in akademisch unmittelbarer Nähe seine Sache gegen Reinhold selbst zu führen; ob er Das thun soll, wird er am Besten selbst beurtheilen. Ich dagegen kann für unsere Sache nur publizistisch eintreten und glaube, dazu auch verpflichtet zu sein. Ich habe das Absolutorium, das mir Reinhold wegen meines Verdienstes um die Bekämpfung des utopischen, revolutionären Sozialismus in der geschilderten Weise ausstellt, nicht verdient und darf es daher nicht annehmen, ich habe auch nicht das geringste Bedürfniß nach einer Rehabilitation. Allerdings könnte ich mich auch ohne Reinholds Begnadigung einfach aus der Schlinge ziehen und sagen: Wenn ich ein so ungefährlicher und nützlicher

Mensch schon lange geworden bin, wenn überhaupt alle „gelehrten Sozialisten“ nur cant zu Stande gebracht und in den praktischen Forderungen hinter ihrem Idealismus um Siriusfernen zurückgeblieben sind, — wie kann es da „die wichtigste Aufgabe“ der politischen Gegenwart Deutschlands sein, dafür zu sorgen, daß man den „Gelehrten-Sozialismus“ theoretisch und praktisch los wird? Ich drücke mich aber überhaupt nicht. Ich bin zwar niemals illusionärer Sozialist, aber ich bin stets ein Sozialreformer gewesen, der keine anderen als die geschichtlich im Ausreifen begriffenen Ideale ins Auge gefaßt hat. Damit bin ich bis heute geblieben, was ich schon vor dreißig Jahren gewesen bin. Was ich in der „Ausichtslosigkeit der Sozialdemokratie“ und in der „Quintessenz“ gegen den illusionären Sozialismus gesagt habe, war, explicite und implicite, schon in der ersten Ausgabe von „Bau und Leben des sozialen Körpers“ enthalten und Alles, was Reinhold an dieser ersten Ausgabe illusionär, was er sehr oft, jedesmal ohne Beweis, optimistisch und „phantastisch“ findet, ist in der 1896, lange nach der „Ausichtslosigkeit“ erschienenen zweiten Auflage vollkommen aufrecht erhalten worden. Das hätte Reinhold finden können, wenn er schon die Gepflogenheit des Akademikers sich angeeignet hätte, auch die neuen Auflagen anzusehen. Ich darf deshalb Reinholds Anerkennung meines Verdienstes um die Gesellschaftrettung in seinem Sinne gar nicht annehmen; ich habe wirklich keine „rückläufige Bewegung“ gemacht. Es ist auch leicht, zu erkennen, daß heute noch kein Buch dem sozialreaktionären Fahnen-träger unbeschaglicher ist als mein „Bau und Leben des sozialen Körpers“. Eine Seite über die Stelle hinaus, wo Reinhold mich gegen den Vorwurf der Ideologie sichergestellt hat, wurzelt (S. 478) mein „gefährlicher Grundirrtum“ darin, daß ich „den Idealismus meiner Stammesanlage und meiner großen Landsleute Schiller, Schelling, Hegel in die materielle Wissenschaft der Nationalökonomie hineingebracht“ habe. Reinhold hat auch ganz Recht mit seinem Widerwillen gegen mein Werk. Kein anderes hat jenen praktisch reformatorischen „Sozialismus“, dem der Kapitalismus selbst in unsern Tagen geschichtlich entgegentreibt, so prinzipiell und so vollständig vertreten wie das meinige. Reinhold mußte, wenn er einmal den „Gelehrten-Sozialismus“ vernichten wollte, vor Allem mich vernichten. Ich hätte gewünscht, daß er dazu mehr als zehn Seiten gebraucht hätte; denn ich habe meine Abtastelung für schwieriger gehalten. Möge nun Reinhold mir gestatten, daß ich mit dem scheinwissenschaftlichen Gemebe der „bewegenden Kräfte der Volkswirtschaft“, das Reinhold für die Sozialreaktionäre spinnt, etwas gründlicher mich befaße. Ich hoffe, seinem Versuch, den Gelehrten-Sozialismus zu vernichten, erfolgreich die Stirn bieten zu können.



Sklaverei in Griechenland.*)

Dasjenige goldene Alter, in welchem es laut den späteren Komikern noch durchaus keine Sklaven gab, müßte in eine sehr frühe Zeit verlegt werden, denn so weit die Ueberlieferung, auch die poetische, reicht, haben immer Sklaven existirt in den Ländern des Archipels, wo Menschenraub und Menschenhandel so leicht und Phönizier als Lehrer und Vorgänger thätig waren. In zwei unvergänglichen Gestalten hat Homer das Sklaventhum mit einer ganz eigenen Größe bekleidet: Eumaios, das persönlich gewordene Eigenthum, das sich gegen die Räuber und Freuler wehrt, und die herrliche Eurykleia. Allein Homer beweist nur für Königshöfe und große Anführer; und in Hesiods „Werken und Tagen“ bleibt es zweifelhaft, wie weit die Bauernknechte wirklich als Sklaven zu denken sind, unzweifelhaft aber, daß der Dichter die ehrliche Landarbeit noch nicht als Banausie, sondern als das einzige Heil betrachtet. Abgesehen von den unterdrückten Bevölkerungen, könnte im neunten Jahrhundert noch fast der ganze Landbau von Freien betrieben worden sein.

Aber der freie Bauernknecht (δῆς) muß sich schon damals für unglücklich gehalten haben. Der Schatten Achills, der dem Königthum über die Toten selbst die traurigste Lage auf Erden vorziehen würde, nennt als solche das δῆσιον, das Dienen um Lohn auf dem Lande. Man braucht dabei nicht einmal an Tagelohn zu denken; das Verhältniß könnte ein festeres und günstigeres gewesen sein und wäre doch nur mit wachsendem Unwillen ertragen worden. Denn am anderen Pol, bei den vornehmen Besitzenden, wuchs eben so die Verachtung der Arbeit und der Arbeiter, jene antibanausische Gesinnung, die als allein würdigen Zweck des Lebens die edlen Wettkämpfe anerkannte. Es ist die selbe Aristokratie, die zugleich den besten (ja wohl hier und da den ganzen) Grundbesitz in der Feldmark der Polis irgendwie für sich gewonnen hatte und ihn seitdem durch diese besitzlosen Freien anbauen ließ; in Diesen aber mochte noch eine Erinnerung lebendig sein, daß es einst ihre Väter besser gehabt hätten, als man noch „dorfweise“ lebte, vor der Gründung der erbarmungslosen Polis. Als vollends die große Bewegung nach den Kolonien hin in Fluß kam, werden Viele mitgezogen sein, um nicht mehr Bauernknechte (δῆς) bleiben zu müssen, die Lücken aber wird man um so leichter mit Gefäulsten ausgefüllt haben, als gerade die Kolonien bereitwillig die nöthige Menschenwaare schafften; lagen sie doch zum nicht geringen Theil an Küsten, wo Menschen aus dem Binnenlande verhandelt wurden. Kriegsgefangene

*) Im Verlag von W. Speemann erscheint vor Weihnachten das von Jakob Burckhardt hinterlassene Werk „Griechische Kulturgeschichte“, das von der großen Gemeinde der Burckhardt-Verehrer froh begrüßt werden wird. Ein Abschnitt des werthvollen Werkes wird schon jetzt hier zum ersten Male veröffentlicht.



lamen neben den Angekauften kaum in Betracht. Ein Fang wie der des Gelon nach dem Siege über die Karthager am Himera, da es schien, als wäre „ganz Sybien kriegsgefangen“, war eine nicht nur seltene, sondern einzige Ausnahme,* und Dies waren Barbaren. Obnehin hatte man im Krieg nicht immer Zeit und Gelegenheit, gefangene Barbaren oder Halbbarbaren als nutzbare Sklaven nach Hause zu senden; als die Athener auf dem sizilischen Zuge das sikalische Hyllava überrumpelten und die ganze Einwohnerschaft raubten, zogen sie es vor, sie (wahrscheinlich in Katane) um 120 Talente käuflich loszuschlagen;** andere Male rechnete man auf Loskauf durch Verwandte, wie z. B. Kimon bei seinem Fang von Lydern und Phrygern im Kriege von Sestos; wer so wohlhabende Verwandte besaß, hätte vermuthlich doch nur einen schlechten Sklaven abgegeben. Im Kriege von Hellenen gegen Hellenen aber töteten die Sieger die erwachsenen Männer und verkauften die Weiber und Kinder, und zwar, wie es scheint, ins Ausland. Wo man die Männer am Leben ließ, geschah es nicht, um sie daheim zu Hausklaven zu machen, sondern, um sie in die Bergwerke zu stecken, oder ebenfalls, um hohes Lösegeld von ihnen zu gewinnen. Seit manche Gegenden völlig auf Sklavenarbeit eingerichtet waren, hätte der Krieg überhaupt eine viel zu ungleiche und unsichere Quelle für den Erwerb von Sklaven dargeboten; nur der Handel verbürgte die Regelmäßigkeit. Den erwachsenen kriegsgefangenen Griechen als Sklaven im Hause zu haben, war und blieb gewiß schwer und gefährlich; auch erfährt man bei allen Anlässen, wenigstens der Haus- und Ackerklave sei selbstverständlich barbarischer Abkunft.

In einzelnen Landschaften, wo man noch vorherrschend „dorfweise“ lebte, hielt sich die freie Arbeit noch lange; bei Lokrern und Phokiern dienten die Jüngeren dem Aelteren oder Erstgeborenen;***) erst kurz vor dem Heiligen Krieg des vierten Jahrhunderts wurden Sklaven angenommen und noch die Gattin des phokischen Häuptlings Philomeles hatte nur zwei Sklavinnen. Als Knason, ein Freund des Aristoteles, tausend Sklaven einstellte, nahmen Dies die Phokier sehr übel, weil er eben so vielen „Bürgern“ damit die Nahrung entziehe. Wo dagegen die Polis alle ihre Konsequenzen hatte entwickeln können, herrschte überall die Sklavenarbeit. Wer hier als Freier um

*) Sie wurde ausgenützt; in den Städten ließ man die größten Pracht- und Ruhbauten durch die Gefangenen ausführen und in den Landmarken von Agrigent Alles mit Bäumen und Reben bepflanzen. Einzelne Agrigentier übernahmen von diesen Sklaven bis 500. Diodor XI, 25.

**) Thukyd. VI, 62, vergl. VII, 13. Wenn der einzelne Kopf zwei Minen galt, so wären es etwa 3600 Individuen gewesen.

***) Hier mögen die γινῆ im vollen Sinn des Wortes noch lange sich als Einheiten behauptet haben.

Lohn arbeiten mußte, beim Landbau oder in der Stadt, hätte die so hoch gesteigerte Idee des Bürgerthumes doch nicht mehr verwirklichen können; Sklaven und Metöken füllten das Bedürfniß aus. Der arme Freie war hinwiederum als Diener nicht mehr zu brauchen; ein solcher zog einen zufälligen, täglich wechselnden Verdienst jeder gesicherten Verpflichtung vor, denn diese war schon Knechtschaft (*δουλεία*) und man fühlte sich dabei als einen Abhängigen (*υπαίτιος*).

Eines der frühesten Geschäfte, womit die Sklaverei im Volke Umfang gewann, möchte aller Wahrscheinlichkeit nach die Handmühle gewesen sein. Bisher mahlen die Bauernweiber selbst morgens früh das Korn, so daß das ganze Dorf von Handmühlen tönte, während an den Fürstenhöfen die Mühlenflavinnen schon längst im Gebrauch waren. Auch eine bestimmte Gegend, die Insel Chios, wird als diejenige genannt, wo zuerst um Geld gekaufte barbarische Sklaven durchgehend gebraucht worden seien, und Chios spielt auch später in der Geschichte des Sklaventhumes eine auffallende Rolle. Allein es giebt keine Antwort auf die entscheidenden Fragen: wann und in welchen Staaten hat zuerst der gewöhnliche Bauer für seine Landarbeit, der Stadtbürger für die Bedienung im Hause, der Handwerker für sein Gewerbe regelmäßig Sklaven eingestellt? Wann und wo sind die Ruderer zuerst aus Sklaven genommen worden? Großer Unternehmungen mit Sklavenmassen, wie z. B. der Bergwerke, nicht zu gedenken, wo vermuthlich immer nur mit Sklaven begonnen worden war.

Die Herkunft war eine bunte; Skythen, Geten, Lyder, Phryger, Paphlagonier, Karer, Syrer*) füllten Haus oder Landgut der Griechen an und vorsichtige Käufer mischten ihre Sklavenschaft gern aus lauter verschiedenen Nationen, was bei einer Zahl von Dreien oder Vierern leicht zu erreichen war. Ob die Barbaren, von denen man kaufte, mehr ihre eigenen Leute oder mehr Kriegsgefangene oder die Beute von Menschenjagden auf die Märkte brachten, ist ungewiß. Aber auch der hochgebildete Grieche der Blüthezeit konnte Sklave eines anderen Griechen werden: es genügte, mächtigen Feinden oder Seeräubern in die Gewalt zu fallen, — war man dann einmal in zweiter Hand, so half keine freie Geburt und kein Bürgerrecht. Phädon und Platon, die Beide dieses Schicksal hatten, Jener in seiner Jugend, Dieser als bereits ruhmvoller Philosoph, wurden losgekauft und auf den Loskauf mochte hier und da der zweite Besitzer spekuliren; Diogenes aber blieb bei seinem Käufer Xenias von Korinth, später offenbar freiwillig.

*) Der Neger kam in Griechenland nur vereinzelt, als Luxus von Vornehmthuern, vor; ein Solcher (Theophrast, Charakt. 21) nimmt seine Neger auch auf eine Wallfahrt nach Delphi mit. In Sizilien und Großgriechenland mochte es sich etwas anders verhalten und den dortigen Tonbildern ist der Negerkopf ein vertrauter Typus.

Der Durchschnittspreis des gewöhnlichen Sklaven, im fünften Jahrhundert zwei Minen*) (die Mine gleich 100 Drachmen), im vierten Jahrhundert dritthalb Minen, muß als ein wohlfeiler und die Zufuhr als reichlich und sicher gegolten haben, da sonst die Züchtung neben den Ankauf getreten wäre. Auf diese aber wird gar kein ökonomischer Werth gelegt;**) die Ehe des Sklaven — kaum mehr als ein vom Herrn gebildetes Konkubinat — kam höchstens insofern in Betracht, als man die besseren unter ihnen durch ihre Kinder enger an das Haus und dessen Wohlergehen geknüpft glaubte. Die schlimmeren freilich, sagt Xenophon, werden, wenn sie eine Genossin bekommen, nur fähiger zum Frevel. Von Sklavent Kindern aber hielt man nicht viel Gutes. Der jährliche Abgang wird auf zehn Prozent berechnet; und den Sklaven, den man hatte, wünschte man zu erhalten wie ein nützlichcs Thier. „Freunde läßt man kaltblütig Noth leiden und untergehen, dem kranken Sklaven aber führt man den Arzt zu, pflegt ihn sorgsam; stirbt er, so klagt man und hält es für einen Schaden.“***) Es ist erlaubt, zu fragen, was geschah, wenn eine Gegend so weit verarmt war, daß man keine Sklaven mehr kaufen konnte, und wenn etwa auch die Freien abnahmen und arbeitsscheuer waren als je? Vielleicht trat dann rasche Verödung ein. Beim gewöhnlichen Haus- und Ackerklaven verstand sich der Gebrauch von selbst, †) im Brotboden galten später Kappadokier, Phryger und Lyder als besonders geübt. Bei etwas größerer Landwirthschaft ergab sich dann das Verhältniß eines Oberklaven zu den gewöhnlichen, unter den Sklavinnen aber trat hervor die Schaffnerin, die sorgfältig unterwiesen, auch diskret und gemüthlich behandelt werden sollte. Auch männliche Sklaven, denen man höhere Stufen der Arbeit (αἰμαθία τῶν ἔργων) übertrug, sollten,

*) Das ist dann auch im Peloponnes der übliche Preis beim Verkauf von Kriegsgefangenen, Herobot VI, 79. Dazu die direkte Aussage Xenoph. Mem. II, 5, 2. Für das vierte Jahrhundert Demosth. in Nicostr., zu Anfang. Von besonders werthvollen Sklaven wird hier abgesehen. Sparta brauchte so gut wie keine gekauften Sklaven und vermied damit eine große Ausgabe.

**) Später, wahrscheinlich in Folge der zunehmenden Verarmung Griechenlands, scheint Das anders geworden zu sein und man wird Sklaven gezüchtet haben, weil man sie weniger im Stande war, zu kaufen. Im letzten achäischen Krieg gegen die Römer (146 v. Chr., vergl. Polyb. XI, 2) konnte der ruchlose Diäos den von seinem Anhang beherrschten Städten gebieten, von den im Hause geborenen und erzogenen Sklaven 12000 völlig erwachsene freizulassen und ihm nach Korinth zu senden; wo sich solche nicht in Genüge vorfinden würden, sollte die den einzelnen Städten auferlegte Zahl aus den übrigen Sklaven ergänzt werden.

***) Xenoph. Memor. II, 4, 3.

†) Daß man Sklaven, die man gerade nicht brauchte, wenigstens in Athen, momentan vermietthen konnte, vergl. Aristoph. Ran. 196.

meint Aristoteles, freier behandelt und geehrt werden, während die zur gewöhnlichen Arbeit bestimmten mit reichlicher Nahrung hinlänglich gut gehalten seien. Größere Oekonomien bedürften auch eines Thürhüters zur Aufsicht über Alles, was hinaus- und hineingetragen wird, wozu etwa ein Sklave dienen möge, der zu anderer Arbeit nicht mehr brauchbar wäre.

Ueber die Handwerksklaven verbreitet ein Gespräch in Xenophons Memorabilien helles Licht; es werden genannt die Besitzer einer Mülerei, einer Bäckerei und verschiedener Werkstätten, wo bestimmte Kleidungsstücke (Chlamyden, Chlaniden und Exomiden) fabrizirt werden: „sie kaufen Barbaren und zwingen sie zur richtigen Arbeit.“ Es wäre interessant, zu wissen, wie manches edle Werk der athenischen Kunstindustrie auch nur von solchen dressirten Barbaren verfertigt wurde. Der Eigenthümer allerdings mußte das betreffende Fach verstehen, — und Das ist schwer denkbar, wenn er nicht einige Zeit aus der Höhe des antibanauischen Hochmuthes herniedergestiegen war und selbst Hand angelegt hatte; doch wird Dies bei Vätern berühmter Männer nach Kräften verschwiegen. Der Vater des Sophokles „hatte nur Sklaven, die Erzarbeiter und Bauleute waren,“ der des Sokrates nur solche, „die Flötenmacher waren.“ Manche solcher Werkstätten konnten je nach Zeit und Geschäften wohl Hunderte von Sklaven halten, vollends aber standen in den Bergwerken die Sklaven offenbar zu vielen Tausenden, sei es als Eigenthum des betreffenden Staates, sei es der Unternehmer. Das todesunglückliche Dasein dieser Massen gab den Bürgern hauptsächlich dann zu denken, wenn sie gefährlich zu werden drohten. In einer Schrift, von der nur zu wünschen wäre, daß sie dem greisen Xenophon abgesprochen werden dürfte, wird jedoch den Athenern in verlockender Weise ausgemalt, mit welchem Ruhen sie die Zahl der Sklaven in den Silberbergwerken noch steigern könnten; schon bei 10000 würde der Ertrag auf 100 Talente steigen und bei weiterer Vermehrung könnte wohl das ganze freie Athen schon davon leben. Als wäre es noch nicht genug an der bereits so großen Quote von Haus- und Ackerklaven in Attika, meint Xenophon, der Staat müßte mindestens so viele Bergwerksklaven anschaffen, daß auf jeden Bürger deren drei kämen, also damals reichlich 60000; dann würde Athen „noch geordneter und kriegstüchtiger“ sich entwickeln können als sonst. Diese Vorschläge sind genau eben so thöricht wie die vorhergehenden zu höchster Begünstigung der fremden Einfassen oder Metöten, deren erst recht viele noch herbeigelockt werden sollten; den bisher geleisteten Kriegsdienst müsse man ihnen erlassen und sich nur aus der Metötensteuer ebenfalls eine möglichst ergiebige Einnahme schaffen. Wie theuer konnte es Athen zu stehen kommen, wenn es auf diese Art hätte von den Renten leben wollen! Eine einzige unglückliche Schlacht, in der viele Bürger gefallen wären, hätte genügt, um die schon ohnehin reich ge-

wordenen Metöken zu Herren des (im buchstäblichen Sinn unterwühlten) Staates zu machen. Diese aber waren der Abkunft nach, wie kurz vorher gesagt wird, Lyder, Phryger, Syrer, wie so viele Sklaven, ja vielleicht zum Theil Abstammlinge von freigelassenen Sklaven dieser Herkunft. Dazu dann noch die vermuthliche Befreiung der Bergwerkssklaven und Hausklaven! Schließlich ist der Verfasser*) der Meinung, man möge in Betreff der vorgeschlagenen Maßregeln noch in Dodona und Delphi anfragen, ob sie erfolgen sollten und unter dem Schutze welcher Götter.**)

Es fällt uns einigermaßen schwer, ein Griechenland zu denken, das neben vier bis fünf Millionen Freier zwölf Millionen Sklaven, fast sämmtlich ungrischer Herkunft, beherbergt hätte (Hellas), ein Attika mit viermal so viel Sklaven wie Freien (Curtius), einzelner Industriestädte wie Korinth nicht zu gedenken, wo die Freien etwa nur ein Zehntel betragen, denn das Gebiet von Korinth soll ja 460000 Sklaven gehabt haben und Aegina vollends 470000. Hier dürfte vielleicht, obwohl die Aussage bei Athenäus aus den Politien des Aristoteles stammt, doch eine unmaßgebliche Emendation zu wagen sein: ist etwa diese enorme Zahl von Sklaven (die einander auf der kleinen Insel hätten auf den Köpfen gehen müssen, die Freien ungerchnet) entstanden aus der Multiplikation einer vermeintlich einst gleichzeitig, in der That aber nur successiv vorhandenen Zahl von Trieren und Pentekonteren mit den betreffenden Zahlen der Ruderer? Sogar für Korinth ließe sich ein Bedenken ableiten aus dem Wort Herodots (II, 167), wonach die freie Handarbeit dort noch am Wenigsten gescholten wurde.

Ueber die großen Gefahren, die das Sklaventhum mit sich brachte, ist man niemals verblendet gewesen. Allerdings waren die Schaaren, die sich thatsächlich zeitweise zu Herren von ganzen Städten machten, nicht, wie man auf den Wortlaut (δοῦλοι) hin annahm, Sklaven, sondern unterdrückte alte Landbevölkerungen; so die syrakusischen Kallithyrier, die Perioiken von Argos, welche die Frauen der bürgerarm gewordenen Stadt sich zugesellen, und eben so die vermeintlichen Sklaven des etruskischen Vulturni; die großen sizilischen Sklavenkriege aber fallen erst unter die römische Herrschaft, als das Latifundienwesen eine nochmalige Steigerung der Sklavenzahl bis ins Ungeheure verursacht hatte. Gleichzeitig mit dem zweiten dieser sizilischen

*) Kann es wirklich der selbe Xenophon sein, der über die Landsklaven wie ein wohlwollender Erzieher spricht?

***) Ich übergehe die Tempelklaven und lasse auch die bekannte Aussage Strabos VIII, 6, 20, p. 378) über die Hierobulen beim Aphroditetempel zu Korinth auf sich beruhen. Es können nur gekaufte Sklavinnen gewesen sein, die durch reiche Leute hither geschickt zu werden pflegten. Gab es aber je ihrer tausend zugleich?

Aufstände (um 100 v. Chr.) erfolgte auch in Attika ein Aufruhr der bis zu „vielen Myriaden“ gediehenen Bergwerksklaven, die ihre Wächter ermordeten, die Akropolis von Sunion besetzten und lange Zeit das Land verwüsteten. Die Zahl, die einst Xenophon gewünscht hatte, mochte jetzt unter den Römern erreicht, ja überboten worden sein und ihre Früchte getragen haben. Aber schon in der Zeit des freien Griechenlands genügte irgend eine Erschütterung des allgemeinen Zustandes, um die Sklaven in die größte Unruhe zu versetzen.*) Je größer in einem Staat die Sklavenquote war, desto schärfer die Züchtigung und desto dringender der Wunsch des Entrinnens und der Rache.**) Bei jedem Kriege war daher das Ausreißen großer Sklavenmassen zu befürchten und die plötzliche Gelindigkeit der Behandlung, die man den Sklaven in solchen Zeiten angebeihen ließ, wird wohl keinen sonderlichen Eindruck gemacht haben. Den bedrängten Athenern wenigstens, als ihr Heer in Sizilien unterlag und König Agis mit den Spartanern in Dekeleia stand (413 v. Ch.), entliefen über 20 000 Sklaven, und zwar meist im Handwerk geübte (*χαρτοίχων*), also die werthvolleren.***) Es ist möglich, daß diese mit Geduld und Aufwand dressirten Styrthen und Kleinasiaten von ihrer sicheren Kost ins volle Elend oder ins Räuberleben kamen, allein sie wollten unter allen Umständen von ihren Herren fort, auch wenn sie die Heimath kaum mehr zu erreichen hoffen durften. Ganz Hellas und jede Stadt in ihrem Inneren hätte einig und ruhig sein müssen, um die Sklaven mit völliger Sicherheit auszubeuten; statt Dessen ist eine gewöhnliche Klage beim Anfang von Händeln, daß eine Stadt die ausgewichenen Sklaven einer anderen bei sich aufnehme, wobei man nicht immer überlegt haben wird, wie Das auf die eigenen Sklaven wirken mußte. Im offenen Kriege war es dann ein Kampfmittel, die Sklaven des Feindes zum Abfall aufzurufen, daher, wer es irgend vermochte, bei drohenden Feindesübersällen außer der übrigen Familie auch die Sklaven über die Grenze in Sicherheit brachte. Auf überwältigten Flotten machte der Sieger etwa die Sklaven (d. h. die Ruderer) frei und fesselte dafür die Freien. Vollends in den oft so gräueltollen inneren Wirren der Städte wendet sich eine Partei, die eilig viele Helfer braucht, an die Sklaven und verspricht ihnen die Freiheit; in Kerkira (427 v. Chr.) thaten Das die Aristokraten und der Demos um die Wette, dieser mit entscheidendem Erfolge. Da die jeweilig handelnde Partei ihre eigenen Sklaven wohl unmöglich von der Freilassung ausnehmen konnte, so

*) Vergl. bei Polyän. I, 43, 1 die syrakusischen Sklaven beim athenischen Angriff und ihre Beschwichtigung durch die List des Demokrates.

***) Dieser Zusammenhang erhellt deutlich aus Thukyd. VIII, 40.

***) Thukyd. VII, 27. Noch als Demetrios Poliorketos Megara einnahm und sein Heer die Stadt plünderte, entwichen fast alle Sklaven. Plut. Demetr. 9.

ging auf einmal ein gewaltiges Kapital verloren, aber die Parteiwuth fügte sich auch in die eigene Verarmung. Schaaren von ausgewichenen oder auf die erwähnte Weise frei gewordenen Sklaven mögen dann beisammen geblieben sein, schon um sich mit Gewalt zu nähren, als Anfang von Räuberbanden. Entwichene Sklaven scheinen z. B. in Großgriechenland die gefürchteten Peribinen gewesen zu sein, von denen Plato bei Anlaß derjenigen Gefahren redet, die bei allzu großer Anzahl gleichsprachiger Sklaven über eine Stadt kommen können.

Alein auch in ruhigen Zeiten mußte die Nation die Folgen davon tragen, daß ihre Freien in allen höher entwickelten Städten und Landschaften die Arbeit nach Kräften verschmähten. Wohl gab es, wie sich zeigen wird, einzelne bessere, gemüthliche Verhältnisse, in Attika aber wußte man, daß die Sklaven durchgängig gegen die Herren sehr übel gesinnt seien. Die mittlere Denkweise wenigstens der Stadtsklaven verräth sich ungefähr im Gespräch des Xanthias und Neatos in den Froschen des Aristophanes (V. 738 ff.): man mißt sich in Allerlei, horcht auf Das, was die Herrschaft spricht, und bringt es weit herum; nach erhaltenen Schlägen wird draußen gebrummt; die höchste Wonne ist, dem Herrn heimlich zu fluchen. Im Grunde sicherte den einzelnen Herrn nur die Nähe der Uebrigen, die ebenfalls Sklaven hielten: „Die Bürger dienen sich gegenseitig als freiwillige Leibwache gegen die Sklaven.“*) „Die Reichen in den Städten,“ sagt Plato, „die viele Sklaven haben, leben furchtlos, da die ganze Stadt jedem Einzelnen zur Hilfe bereit ist. Wenn aber ein Gott etwa einen Besitzer von fünfzig Sklaven aus der Stadt hinweg in eine Einöde versetzte sammt Familie und Habe, an einen Ort, wohin ihm kein Fremder zu Hilfe kommen würde: in welcher Furcht würde er leben, durch die Sklaven aus der Welt geschafft zu werden! Er wäre genöthigt, einigen von ihnen schön zu thun und Versprechungen zu machen, auch Freilassungen ohne Grund vorzunehmen; er würde Schmeichler seiner Knechte oder ihr Opfer.“ Selbst im gewöhnlichen Leben wird Ermordung durch Sklaven als ein häufiges Mißgeschick bei späteren Komikern in der Reihe anderer Uebel aufgezählt. Ein Eigenthümer, dessen Sklaven Mitwiffer einer unrechtlichen Handlung waren, durfte sich als den „unglücklichsten aller Menschen“ betrachten; sie waren zeitlebens Herren über ihn und — was immer sie auch begingen — der Strafflosigkeit sicher, ja unter Umständen der Freilassung, wenn sie ihn anzeigen. Schon der sehr intelligente Sklave galt als unbequem und gefährlich, zumal, wenn er die Denkweise der Freien sich angeeignet hatte; besser noch, wenn die Sklavenschaft an nichts Anderes dachte als an ihr Essen. Auch auf dem Lande, wo die Verhältnisse noch am

*) Xenoph. Hieron. IV, 3.

Günstigsten waren, mußte nach Aristoteles der Herr früher aufstehen und später schlafen gehen als die Sklaven; das Haus durfte so wenig unbewacht bleiben wie eine Stadt.

Die tatsächliche Behandlung der Sklaven wird von vorn herein dadurch bestimmt, daß sie fast ausschließlich Barbaren oder Halbbarbaren sind. Schon ihre niedrige theoretische Taxirung, wie sie uns bei Plato und Aristoteles entgegentritt, geht offenbar von diesem Gesichtspunkt aus, obwohl Das nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, und wenn Aristoteles in der Praxis mild und menschenfreundlich war, wie sein Testament beweist, so gereicht es ihm zu um so größerer Ehre. Die bekannte Frage, ob und welche Trefflichkeit (*ἀρετή*) der Sklave besitzen könne, die Ansicht, daß er von Hause aus von geringerer Qualität sei und so tief unter dem Freien stehe wie der Leib unter der Seele, das Thier unter dem Menschen, daß ihm der auf Reflexion beruhende Entschluß (*τὸ βουλευτικόν*) fehle: dies Alles mag hier übergangen werden; es ist, als ob das Wort des Eumaios,* daß Zeus mit dem Tage der Knechtschaft einem Mann die Hälfte seines Werthes nehme, in späterer Zeit noch als viel zu mild gegolten hätte. Nichts, sagt Plato, ist gesund an einer Sklavenseele. Man verhärtete sich völlig dagegen, von einer gewaltigen Menschenmasse umgeben und bedient zu sein, deren Leben schlimmer sei als der Tod.**) Rechtlich war der Sklave gegen willkürliche Tödtung und gegen Nothzucht gesichert (wahrscheinlich nicht um seinetwillen, sondern, um der Verwilderung der Besitzer zu steuern), sonst aber jeder Züchtigung und Mißhandlung preisgegeben.***) Es war schon ein Unglück für alle Sklaven, daß in Gestalt der Bergwerksarbeiter eine allerunglücklichste Klasse vorhanden war, an der Jahrhunderte hindurch dargethan wurde, was man sich überhaupt gegen menschliche Wesen erlauben dürfe; ihnen wurde gewiß nur gegönnt, was nöthig war, um sie am Leben und einigermaßen bei Kräften zu erhalten, und die Fesselung wird außer der Arbeitszeit eine permanente gewesen sein. Auch bei den gewöhnlichen Sklaven kam sie sehr häufig vor, und zwar nicht als Strafe, sondern, um nach Kräften die Flucht zu verhindern; der eine Herr, sagt Xenophon, fesselt sie sozusagen Alle, — und doch laufen sie ihm häufig davon; der andere hält sie ungefesselt, — und doch

*) Odys. XVII, 322.

**) Plato Gorg. p. 483, b. Der euripideische Ion (V. 1381) will seine Mutter nicht kennen lernen, wenn er von einer Sklavin geboren sein sollte.

***) Auch daß der Sklave gesetzlich verlangen konnte, verkauft zu werden (*πράξαι αἰτεῖσθαι*), um zu einem besseren Herrn zu kommen, wird in der Praxis wenig geübt haben und kaum vorgekommen sein. Wer Sklaven kaufen wollte, fand sie anderswo und gab schwerlich Dem den Vorzug, der einem anderen athenischen Herrn entrinne wollte.

arbeiten sie und bleiben. Xenophon, der hier nur von Landflaven spricht, vertritt überhaupt die menschenfreundlichste Seite der griechischen Denkweise, welche die besseren Sklaven nicht nur durch bessere Kleidung belohnt, sondern auch durch gerechte Behandlung zum Gerechtigkeitsfuss, durch Lob zur Ehrliebe angeleitet wissen will und ihnen als letztes Ziel die Freilassung in Sicht hält.*) Daß der Sklave überhaupt lieber auf dem Lande als im städtischen Hause diente, hing wohl mit seiner meist ländlichen Herkunft zusammen und unter einem vernünftigen Herrn konnte sein Loos hier mindestens so leidlich sein wie dasjenige, welches ihn bei der Rückkehr nach der Heimath erwartete. Der Hirtenflave vollends wurde wahrscheinlich so gut gehalten wie ein heutiger Knecht, weil bei der Behandlung der Thiere so Vieles von seinem guten Willen abhing; die sizilischen und unteritalischen Hirten des Theokrit, ohne Zweifel Sklaven,**) haben eigenen Besitz (der auch bei den Landflaven Xenophons vorkommt) und können über Lämmer und Ziegen verfügen und zierliche Geschenke machen. Und wenn bei Schmäusen aller Art die Sklaven überhaupt reichlich mitbekamen, so ließ man gewiß besonders bei Festen und Opfern auf dem Lande die Sklaven am Wohlleben des Tages theilnehmen; Aristoteles ist sogar der Meinung, man solle Dergleichen mehr um der Sklaven als um der Freien willen begehen. In Arabien vollends gab es große Bewirthungen, zu denen man die Herren sammt ihren Sklaven einlad, ihnen die selben Gerichte vorsetzte und ihnen den Wein in dem selben Krater mischte. Auch beging man hie und da Feste, wo die Herren die Sklaven bedienten und mit ihnen Würfel spielten, ja, als die Griechen die römischen Saturnalien (wo Solches ebenfalls vorkam) kennen lernten, fanden sie, Dies sei ein überaus hellenisches Fest. Die angetrunkene Sklavin ist eine bekannte Genrefigur der Poesie sowohl als der bildenden Kunst.

Im Ganzen jedoch wird es auf dem Land wie in der Stadt bei jenem völligen Mißtrauen und jener Verachtung geblieben sein, die Plato als die richtigen Gefühle gegenüber den Sklaven bezeichnet; nach seiner Ansicht sollte der Herr ihnen ja nicht Unrecht thun, wohl aber, wo sie im Unrecht seien, sogleich Züchtigung eintreten lassen, indem gütliches Zureden sie nur übermüthig mache; nie und nimmer dürfe man mit ihnen scherzen, weil man damit nur sich das Gebieten und ihnen das Gehorchen erschwere; jedes Wort an sie müsse ein Befehl sein; der Besitz von Menschen habe eben überhaupt

*) Xenoph. Oekon. III, 15. XIII, 9 ff. XIV, 4 f. Die Freilassung als Ziel und Lohn auch bei Aristoteles Oekon. I, 5. Aus der späteren Zeit ist die milde Denkweise des Plutarch zu erwähnen, da er den Cato tabelt, weil er alt gewordene Sklaven verkaufte. Cato major 4, 5.

**) Das wird Idyll V, 5 ff. von dem Einen der Lebenden ausdrücklich gesagt und auch der Andere wird wohl nur ironisch als Freier betitelt.

seine schwierigen Seiten. Und das durchschnittliche Verhalten schildert Xenophon kurz dahin: die Herren bändigen die Leppigkeit der Sklaven durch Hunger, das Stehlen durch Verschluß alles Verschließbaren, das Davonlaufen durch Fesseln, die Trägheit durch Schläge; solchen Mißhandlungen sind aber auch Sklavinnen ausgesetzt. Vor Züchtigung der Sklaven im Zorn wird gewarnt, allein nicht aus Menschlichkeit, sondern aus Sorge vor ihrer Rache. Altreiche Herrschaften galten für milder, unverhofft reich gewordene dagegen als grausam, und zwar über das Maß.*)

In Athen, seit der Zeit des peloponnesischen Krieges, benahmen sich die Sklaven, obenhin gesehen, sehr frei und led. Ihr Kittel war eine Tracht, wie sie der ärmere Bürger und Metöde auch trug, so daß man sie von diesen, die ohnehin nicht besser aussahen, kaum mehr unterscheiden konnte; in Folge ihres Peculiums, das — wenigstens nach der neueren Komödie zu schließen — oft sehr beträchtlich gewesen sein muß, müssen sie sogar oft besser gestellt gewesen sein. Dester nahm man sie in den Krieg mit, wenn auch nur als Waffenträger, und diejenigen, welche fielen, erhielten ihr besonderes ehrenvolles Begräbniß von Staats wegen.**) Die Ueberlebenden aber scheinen wenigstens in gewissen Fällen frei geworden zu sein, sei es durch ihre Herren oder durch den Staat, und in Athen war nach dem Schlage von Chäramia der Demos im Begriff, die Sklaven zu Freien, die Fremden (Metöden) zu Bürgern, die ehrlos Gewordenen wieder für ehrlich zu erklären. „Viele sind heute Sklaven“, heißt es bei einem Komiker jener Zeit, „die morgen Bürger von Sunion sind und übermorgen an der Agora (d. h. am vollen Bürgerrecht von Athen) Theil haben.“ Die Sprache scheint kein Hinderniß des Verkehrs gewesen zu sein, da die Sklaven rasch griechisch gelernt haben mögen, wenn auch die Skythen damit eher einige Mühe haben konnten als die Äliaten.***) Von da an war es ganz unmöglich, daß in einer Stadt wie

*) Aeschy. Agam. 1403. Vielleicht ist es zuerst, in der Römerzeit, Plutarch, der (de cohibenda ira c. 11) betont, daß Härte gegen die Sklaven den Herrn selbst schlecht mache: „Erst spät sah ich ein, daß es besser sei, wenn die Sklaven durch Duldung schlimmer werden, als wenn man sich, um Andere zu züchtigen, durch Bitterkeit und Zorn selber korrumpirt (καταρπίπτει).“

**) Pausan. I, 29, 6. 32, 3. Man vergesse aber nicht, daß zuweilen auch werthvolle Thiere prächtig bestattet und durch Grabchriften geehrt wurden. Vergl. die schon vorher citirte Stelle Plut. Cato maj. 4, 5.

***) Vergl. das Griechische, das der Skythe in den Thesmophoriazusen des Aristophanes radebrecht. Das Erste, was die Sklaven etwa den Kindern im Hause vorweltschen konnten, mögen Thierfabeln und Thiermärchen gewesen sein, wobei sich auch der erwachsene Grieche an der Naidetät des Ausdrucks ergötzen mag. Mit der Zunahme des Sklavenwesens tritt daher die bedeutende Gestalt des Aesop auf.

Athen, wo so wenige Leute ihrer Rede Schranken auferlegten, nicht auch die Sklaven sehr lech zu sein begonnen hätten; zur Zeit des Demosthenes führten sie das Wort lauter als in manchen Städten die Bürger, ja, sie scheinen auch das Theater besucht und hier und da an den attischen Mysterien Theil genommen zu haben, bis man in Augenblicken heftigsten Faktionwesens sie sogar in die Volksversammlung eindringen sah. Wie werden sie sich im Theater gefreut haben, wenn z. B. im Ion des Euripides der Pädagog — ein Sklave — seine Tirade losließ: nur Eins bringe dem Sklaven Schmach, nämlich der Name, sonst sehe keiner den Freien nach, sobald er ein Edler sei.*)

Allein der Sklave konnte in diesem hochgebildeten Athen jeden Augenblick an seinen wahren Stand aufs Bitterste erinnert werden. „Einige“, sagt Plato, „trauen ihren Sklaven gar nicht und traktiren sie mit Stacheln und Geißeln oft und viel, wodurch sie deren Seelen erst recht knechten.“ Außerdem aber gab es eine gerichtliche Folterung der Sklaven, von der man nur nicht glauben darf, sie sei nicht häufig vorgekommen. In Prozessen, sogar in privatrechtlichen, durfte der Herr seine Sklaven dazu anbieten oder die des Gegners dazu verlangen, Jenes zur eigenen Entlastung, Dieses zu des Gegners Belastung. Was der aristophanische Xanthias von Gattungen der Qualen aufzählt: das Aufspannen an einer Leiter, das Aufhängen (an den Armen), das Knebeln, das Eingießen von Essig in die Nase, das Auflegen von Ziegelsteinen, ist lange nicht Alles; schon sein Mitredner Keakos stellt die schwere Körperverletzung (*πυρωσις*) in Aussicht; und das Hauptmittel zur Erkundung der Wahrheit war in der That das Rad (*τροχός*), auf dem der Körper ausgerenkt wurde. Daß man die eigenen Sklaven dazu anbot, die doch im Ganzen den Herrn haßten und gegen ihn auszufagen versucht waren, galt als höchster Beweis eines guten Gewissens, und wenn der Gegner sie zurückwies, mußte er sich bedeuten lassen, er habe ein schlechtes, sonst hätte er sie eher begehren als der Andere sie anbieten müssen. Der Redner Lysurgos, dessen rohes Pathos so Manches aus der Praxis des späteren vierten Jahrhunderts ausschmückt, nennt die Sklavenfolter weit das gerechteste und dem Demos gemäßigste Mittel zur Erforschung eines streitigen Thatbestandes, indem er die Sklaven seines Opfers Leokrates zur Folterung verlangt; Dieser verweigert sie und soll damit wiederum sein „böses Gewissen“ verrathen haben, ganz als hätte Menschlichkeit und Anhänglichkeit an die Sklaven unmöglich ein Wort mitreden können. Um den wahrsten Grund dieser durchgehenden Handlungsweise zu durchschauen, muß man wieder um ein Menschenalter zurückgehen, zu Häsos, der es vor versammeltem Ge-

*) Bei Euripides, auch in den Fragmenten, finden sich die damals üblichen Raisonnements sowohl für als wider die Sklaven.

nicht trocken und verständlich herausragt: „Wo Ihr Richter irgend die Wahl habt zwischen dem Zeugniß von Freien und dem von gefolterten Sklaven, zieht Ihr zur Ermittlung der Wahrheit billiglich (πιεστικῶς) das Zweite vor, in der Ueberzeugung, daß schon manche Freie unwahres Zeugniß abgelegt zu haben scheinen, was bei Gefolterten noch niemals namhaft gemacht werden konnte.“ Rämlich Meineid und falsches Zeugniß liefen damals in Athen auf allen Gassen herum. Freilich, wenn man sich einmal auf das Foltergeständniß zurückgewiesen glaubte, konnte es mit der Zeit nicht ausbleiben, daß es auch von Freien erpreßt wurde.*) Es liegt nun nah, zu fragen, wie die großen Intelligenzen jener Zeit über diese Dinge gedacht haben möchten? Aristoteles kommt in seiner Rhetorik rein als Praktiker vom Gesichtspunkt des gerichtlichen Redners aus darauf zu sprechen, verräth aber doch bei diesem Anlaß seine eigene Meinung: „Wenn es im Interesse (unserer Partei) ist, daß gefoltert werde, muß man (der Redner) die Folterung preisen, indem Folterzeugnisse unter allen Zeugnissen die allein wahren seien; ist aber die Folterung uns unerwünscht und im Interesse des Gegners, dann kann Einer sie zunichte machen, indem er die Wahrheit zur Geltung bringt gegen alle Folterung überhaupt; denn auf der Folter wird eben so viel Falsches ausgesagt wie Wahres; es geschieht, daß die Gefolterten aushalten, ohne die Wahrheit zu bekennen, und dann wieder sagen sie ganz leicht Falsches aus, nur um von der Folter loszukommen.“ Also doch wenigstens so viel! Aber auf dieses Kapitel im Ganzen hin können uns manche politische und rechtliche Einrichtungen der Griechen, womit sich die Gelehrsamkeit große Nähe macht, einigermaßen indifferent werden.

Der Sklave bleibt eben eine Sache; und auch diese oder jene Gunst, die er erfährt, ist eine nur scheinbare, so z. B. die Aufsicht über die Kinder bis tief ins Jünglingsalter, die durchweg dem Sklaven als Pädagogen übertragen wurde. Hierbei ist vor Allem zu erwägen, daß er wesentlich die negative Seite der Erziehung, die Hütung und Abwehr, vertrat, während der Unterricht bei freien Lehrern empfangen wurde, besonders aber, daß man Freie für das Amt des Pädagogen vielleicht wohl für den Augenblick zu finden, aber dann nur schwer richtig zu lenken vermocht hätte, weil kein Freier, namentlich kein Mitsbürger der selben Stadt, auf die Länge dazu taugte, abhängig (ἀνάγκη) zu leben. Dann glaubt man, am Ehesten beim Sklaven

*) Vergl. Schäfer, Demosthenes II, S. 346. Im Allg. C. F. Hermanns Staatsaltert. § 141, wo sich Anm. 16 auch aus Rhetor. ad. Alex. XVI, 1 bestätigt findet, daß die Gefolterten ein Interesse hätten, das Wahre zu bekennen, die freien Zeugen aber eher, zu lügen. Folterung von Freien kam ausnahmsweise schon beim Demoklopidenprozeß vor.

vor Liebesverhältnissen zu den Kindern sicher zu sein;*) war er doch ein Barbar, in der Regel bejahrt und sogar manchmal deshalb mit seinem Amt betraut, weil er für andere Arbeit invalid geworden war. Unter mehreren oder gar unter zahlreichen Sklaven den zu ermitteln,**) der sich am Besten dazu eignete, konnte im Lauf der Jahre so schwierig nicht sein, auch werden Beispiele der Treue und Anhänglichkeit nicht gefehlt haben, wie einige Grabchriften auf treffliche Pflegetsklaven beweisen, ähnlich wie sie getreuen Ammen, ebenfalls Sklavinnen, gesetzt wurden.

Von den Freigelassenen hatte man im Ganzen keine gute Meinung. Zunächst verstand sich von selbst, daß böse und undankbare Sklaven, wenn sie frei geworden waren, ihren Herrn „am Weißen von allen Menschen haßten,“ weil er sie schon in der Knechtschaft gekannt hatte. In der neueren attischen Komödie trat aber der Freigelassene überhaupt leicht als Ankläger (ohne Zweifel seines Herrn) auf, „als bestände der Genuß der freien Rede in der Anklage,“ und was die Poesie als Typus zu brauchen magt, Das muß im Leben häufig vorgekommen sein. Eher könnte man annehmen, daß in der neueren Komödie der noch seinem Herrn gehörende Sklave etwas zu gut weggekommen sei, da der Dichter dieser seiner Hauptperson, dem Träger der Intrigue, dem jeden Erfinder aller Auswege, eine gewisse Günstigkeit erweisen müssen; doch fehlte es auch hier an schlimmeren Sklaven nicht. Den ganz fatalen Freigelassenen in Lucians *Timon* wird man wohl der römischen Kaiserzeit völlig zu überlassen haben, so gut wie den petronischen *Trimalchio*.

Uebrigens gab es Fälle im Leben, da ein spezifisches Talent alle Schranken zu beseitigen wußte, wenn nämlich ein bestimmtes Geschäft Fähigkeiten verlangte, die in der freien griechischen Familie nur vereinzelt vorhanden und nicht erblich waren. Aus den demosthenischen Gerichtsreden für Apollodor lernt man ein solches Geschäft kennen, das von Sklaven auf Sklaven überging, wie die Herrschaft der Mameluken in Egypten. Im Dienst eines athenischen Wechslers Arkestatos zeichnete sich der Sklave *Pasion* durch Fleiß und Gewissenhaftigkeit so sehr aus, daß Jener ihm die Freiheit schenkte und, als er sich aus dem Geschäft zog, ihm dessen Fortsetzung auf eigene Rechnung überließ. Wohl nahm er dabei offenbar sein Hauptvermögen mit sich heraus, unterstützte aber den *Pasion* weiter mit seinem Kredit. Dieser erwarb nun große Reichtümer und wurde der erste Bankier von Athen; er erfüllte seine Pflichten gegen den Staat so redlich und freigebig,

*) Themistokles hielt für seine Kinder Eunuchen als Pädagogen; Polyän. I, 30, 3, 4.

**) In der späteren Zeit die Klage Plutarchs, de liberis educ. 7, daß manche Väter die tüchtigen Sklaven für die Geschäfte brauchten, dem unnützeften aber, der nur noch zum Essen und Trinken taugte, ihre Kinder anvertrauten.

daß das Volk ihm für sich und seine Nachkommen das Bürgerrecht schenkte. In seinem Alter übertrug Pasion sein Geschäft sammt einer großen Schiff-fabrik (wenn auch nur durch eine Art von Pacht) an Phormion, der erst sein Sklave, dann als Freigelassener sein Buchhalter und Kassirer gewesen war, und als er mit Hinterlassung einer Wittve und zweier Söhne starb, ver-fügte sein Testament, Phormion solle die Wittve heirathen und Vormund des einen Sohnes werden. Es wäre sehr interessant, zu erfahren, aus welchem Land und Volk Pasion und Phormion stammten.

Eudlich versteht sich von selbst, daß für jede spezielle und regelmäßige, also unfreie Thätigkeit, die der Staat, und ganz besonders der so ausgebildete athenische, nicht entbehren konnte, Sklaven gebraucht wurden. Ihnen fielen regelmäßig die unteren Beamtungen, das Schreiberwesen, die Polizei u. s. w., zu. Der freie Streber beehrte nicht ein Aemtschen, sondern er wurde ent-weder Demagoge oder hungerte. Nur solche Aemter, wobei etwas Tüchtiges zu profitieren war (*ὄργα*), nahm Demos mit Begier an.

Jakob Burdhardt.



Meraner Volksschauspiele.

Man gesagt werden möchte, was ich in einem schönen Land lieber sehe, Fabrikshöte oder Kirchtürme: bitte schon um Verzeihung, ich entschiede mich für die Thürme.

Auch Das gehört zu den Vorzügen unserer Alpenländer, daß kein Rauch- und Rußmeer die Luft verpestet, die Gegend verschleiert. Wie man auch der Kirche nachsagen mag, daß sie verdunkelnd wirke: ihre Thürme schimmern im klaren Glanz der Sonne. Und der himmelantragende Fabrikshlot meint nicht das Selbe wie der himmelantragende Kirchturm.

Da ich im Dunst der Fabriken ruhig geworden war, verlangte es mich wieder einmal nach einem Alpenwasser- und Luftbad. Also gings im Frühjahr 1898 dem Tirolerlande zu. Von Graz in strömendem Märzregen abreisend, begleiteten mich Bedenken gegen drohendes Hochwasser, das in den Alpen die Brücken zerreißt, die Dämme unterschwemmt, die Eisenbahn mit Lawinen verschüttet. Dieses Bedenken wurde bald zu Wasser, denn das Wasser wurde zu Schnee. Im Pustertal leuchtete der Schneeflug vor dem Eisenbahnzuge her, daß es zum Jauchzen war. Der erste wirkliche Winter, den ich in diesem Jahr gesehen. Halb hatte einen prächtvollen kritischen Tag zu Wege gebracht. Zwei Stunden später, auf den mailichen Geländen von Brigen, sah ich blühende Aprikosensäume; und das Haus des Tirolerhelden Peter Mayer, das „Wirthshaus an der Naahr“ (ein paar Minuten hinter Brigen rechts von der Bahn aus zu sehen) war mit Immergrün und treibenden Nebeln umspinnen.

In Meran ließ ich mich nieder zu einer sehr beweglichen Raft. Unter

der Hut eines fürsorglichen, unterrichtenden Freundes sah ich Alles, was dieser wunderbare Ort an Schönem und Interessantem in und um sich birgt. Der gesellschaftliche Glanz vieler Lande ist hier wie in einem Brennpunkte konzentriert. Weitans am liebsten ist mir das Ureigene des Ortes, seine Natur, seine angestammte Bevölkerung. Im Morgen Sonnenschein stand ich an der Höhe von Obermais mit ihrer sich weit hin dehrenden Villenstadt. Zu meinen Füßen, tief in finsterner Schlucht, rauschte die Passier, herniederwirbelnd in weitem, wüstem Bachbett aus dem Heimaththale Andreas Hofers. Gegenüber der mit Cedern, Lorber und allerlei tropischen Gesträuchen bewachsenen Schlucht die alte Zenoburg und der massige Pulverturm. In der Nacht hatte es geschneit und jetzt tropfte das weiße Wunder des Südens in funkelnden Perlen von Dach und Baum zu Boden. Dort, weit, hingschreit, das Uferthal, mit, vor, schief, Wäldern, Jenseit der Mendel. Und an den Vorsprüngen der Berghänge Burg an Burg, alter Zeiten Herrlichkeit noch kündend. Nach der Hirschgauseite lag auf der Bergzinne eine lange, breite Wolkenbank und über ihr, gleichsam hinter allem Gebirge hoch über den Wolken schwebend, die schneeweiße, von der Sonne beleuchtete Pyramide der Kirchbachspitze ober der Hohen Tegel. Mir rieselte es kalt über die Stirn hinaus und über den Rücken hinab, als dieses fast grauenhaft gewaltige Landschaftsbild so vor mir stand.

Bei dem Pulverturm flatterte eine weißrothe Fahne. „Es wird gespielt!“ rufen Vorübergehende einander zu. Trotz der zweifelhaften Witterung giebt es am Nachmittag meraner Volksschauspiele. Die Mitwirkenden aus der Stadt und den Tählern sollen zur Probe kommen! Das bedeutete die Fahne, die sie ruft.

In meinem Heimgarten hat der meraner Schriftsteller Karl Wolf einmal erzählt, wie die Volksschauspiele zu Stande kamen. Der Entschlossenheit und Ausdauer dieses Mannes ist in den Volksschauspielen ein für Tirol hochbedeutendes Werk zu verdanken, das von den Einheimischen tief empfunden und auch von den Fremden bewundert wird. Allerdings hatte das Werk anfangs im Lande seine Gegner, und zwar gerade in jenen Mächten, die prinzipiell jede neue That bekämpfen und auch das Gute für schlecht erachten, oft aus keinem anderen Grunde, als weil es nicht von ihnen ausgeht. Heute genießen die meraner Volksschauspiele bereits einen Weltruf, wie die Spiele von Oberamergau und Bayreuth, und sie haben vor diesen Etwas voraus. Es ist der geschichtliche Boden, auf dem die geschichtlichen Dramen spielen, und es ist das selbe geschichtliche Volk, von dem sie gespielt werden. Karl Wolf, nun Direktor der Volksschauspiele, hat eine Truppe von nicht weniger als dreihundert Mitgliedern, Gewerksleute und Bauern der Umgegend, um sich und sein Werk zu versammeln gewußt. Und zur Frühjahrs- und Herbstzeit, an den Sonntagmorgen, wenn beim Pulverturm die Fahne weht, kommen sie zusammen zur Probe, um am Nachmittage die Bilder ihrer Befreiungskriege vor aller Welt darzustellen. Nicht in jedem unserer Länder getraute ich mir, Leute aufzufinden wie diese Darsteller. Mir ward die Freude, mit dem Darsteller des Helben Peter Mayer persönlich zu verkehren. Das ist ein Kernmensch, so gesund und stramm wie sein Körper auch sein Herz, voll glühender Liebe zum Heimathland, voll Begeisterung für die großen Kämpfe der Vorfahren. „Ich spiels nit, ich lebs nit,“ sagte er mir. „Und wann ichs einmal nit mehr da drinnen find', nachher thu ich nit mehr mit.“ Und Das ist das Geheimniß.

Sie leben es uns vor: Das ist ihre ganze Kunst; sie haben und brauchen keine andere. Und sie können es uns vorleben, weil in ihrem Blut liegt, weil sie die Enkel und Urenkel sind der Helden von 1809, weil sie von Kindheit auf die Tradition in sich eingefogen und ihr ganzes Heimath- und Freiheitbewußtsein darauf gebaut haben. Und sie spielen sich, ihre Natur, ihre Geschichte, ihre Alltätigkeit, ohne auch nur einen Augenblick banal zu wirken, weil lebendige Natur ja nie abgebraucht ist.

Doch giebt es eine Grenze, wo durch die unzählige Wiederholung der selben Sache das Herz matt wird. Dann sind sie auch am Ende ihrer Kunst. Bei einigen Mitspielern soll es schon vorgekommen sein, daß sie ins Bizarre umschlugen, mit Uebertreibungen und Späßen die abhanden gekommene Gemüthskraft ersetzen wollten, — da hieß es sofort: ausspannen. Einem solchen Entarteten wird die Rolle genommen oder es muß, wenn die Erscheinung sich verallgemeinert, das Stück aufgegeben und durch ein neues ersetzt werden. Das Stück ist dann abgepielt. Nicht aber in dem Sinn, daß es nicht mehr zieht, als vielmehr, weil es von den Darstellern nicht mehr unmittelbar empfunden wird, weil es nicht mehr Leben ist, sondern Komödie. Demnach hütet jeder Darsteller in sich die Jungkeit und Bietät, so gut es möglich ist. Jeder setzt eine Ehre darein, mitzuthun, abgesehen davon, daß ein Mitglied der Volksschauspiele mancherlei Vortheile hat. Darf ichs verrathen, ohne den Nimbus zu zerören, daß die Mitglieder der Volksschauspiele schon gestrikt haben? Als es sich bereits vor Jahren herausgestellt, daß diese Schauspiele sich für die geschäftlich beteiligten Faktoren sehr rentirten, erinnerten sich die Mitwirkenden daran, daß sie bei den zahlreichen Proben und Spielen viel Zeit aufbrauchten und sonstige Opfer zu bringen hatten; sie thaten sich zusammen gegen die Unternehmung, wie sich ihre Vorfahren einst gegen die Franzosen zusammengethan hatten, und forderten Spielhonorar. „Umsonst ich der Loab!“ sagten sie. Heute bekommen die Hauptsprechenden je fünf Gulden und die übrigen Mitwirker je einen Gulden für die Aufführung. Jener Seutpriester wird sie darob das erste und das letzte Mal getadelt haben, als er einem Mitwirkenden sagte: „Seit Du Geld nimmst, Mensch, seither glaub ich nit, daß Du so mitlebst, wie Du sagst! Auf die fünf Gulden denkst!“ Und der Andere gab Antwort: „Hab ich Dich gefragt, Pfarrer, an was Du denkst, wenn Du Deine Fünzig-Kreuzer-Meh' ließt?“ . . . Daß sich ein Mitwirkender der Volksschauspiele des ihm von aller Welt reichlich gespendeten Lobes wegen nicht einen Augenblick überhebt und nicht etwa seinen gewöhnlichen Beruf verleugnet, beweist der Besuch des Schauspielers Sonnenthal bei dem Darsteller Andreas Hofers.

„Na, guten Tag, Herr Kollege!“ grüßte ihn Sonnenthal.

„Ach so, so,“ gab der Angesprochene zur Antwort, „Sie san ah a Schwaßstör?“ Wären diese Tiroler schon moderne Schwächlinge, so würden sie sich längst auch ihres schlichten Gewerbes schämen und als „Künstler“ unter den Herrschaften des Kurortes herumstolziren wollen.

Mir sind die tiroler Heimath- und Freiheitkämpfe, wie sie sich zu Beginn unseres Jahrhunderts zugetragen, persönlich ein wahrer Lebensinhalt geworden. Hatte aber bisher die Volksschauspiele noch nicht gesehen. Nicht gering war daher meine Spannung an diesem Tage. Erwartungsvoll strich ich durch den belebten Ort, der in der Hochsaison ein großstädtisches Gepräge hatte. Hohe und

höchste Herrschaften waren da, von der in unzähligen Exemplaren vertretenen Exzellenz bis hinauf zum Erzherzog Ludwig Viktor und zum Thronfolger Franz Ferdinand. Mancher Spaziergänger richtete sein Auge gegen den Himmel, an dem Gewölk und Sonnenschein hartnäckig um den Preis des Tages kämpften.

Zur Aufführung stand bevor Karl Wolfs Volksspiel: „Tiroler Helden. Bilder aus den Befreiungskämpfen 1809 im Eisackthal“. Hauptheld dieses Stückes ist Peter Mayer, der Wirth an der Mahr, für mich von ganz besonderem Interesse, weil diese Gestalt auch der Gegenstand einer meiner größeren Arbeiten geworden ist. Ein geistlicher Streithansel, der wohl sein Lebtag keine tiroler Geschichte, keinen tiroler Dichter gelesen und daher vom Mahrwirth nie Etwas gehört hatte, ließ zwar drucken, daß der ganze Wahrheitapostel Peter Mayer von mir zusammengelogen worden sei. Der Mann soll seitdem in den „Tiroler Helden“ geessen sein und drei Stunden lang den Kopf geschüttelt haben darüber, was die Herren jetzt für Geschichten ausbringen, von denen in keinem Kirchenscheiter und in keiner Heiligen-Legende die Rede ist. Sogar der Andreas Hofer wird heutzutage manchem Herrn unbehaglich, weil der Hofer-Kultus viel zu sehr um sich greift und andere Dinge verbunkelt. Nach meiner Meinung handelt es sich auch nicht ganz so sehr um den geschichtlichen Hofer als um jenen, der im Bewußtsein des Volkes lebt und wirkt. Dieses Bewußtsein seiner Helden ist das segensreichste Gut meines Volkes und für seine Befestigung und Tüchtigkeit von unermeßlicher Bedeutung. Den Andreas Hofer rührt mir nicht an!

Mit den tiroler Helden des Jahres 1809 haben sich geliebte Dramatiker vergeblich geplagt. Mit der alten Theater-Schablone ist diesen Helden nicht beizukommen und außerhalb der Schablone natürlich kein „Kunstwerk“! Karl Wolf hat sich die Sache leicht gemacht, weil er sie gerade so nahm, wie sie genommen werden will, wie sie die Geschichte selbst gab: als eine Reihe von Ereignissen und losen Bildern. Einige Anstände hatte der Verfasser anfangs mit der Censur; diese wollte ihm ein paar historische Ausprüche nicht gelten lassen. So, als Hofer sagt: „Das hält' ich mir mit denkt, daß Oesterreich, für das wir uns aufgekopft haben, uns jetzt in unserer Roth so ganz verlassen kann!“ Der Verfasser aber bestand darauf: „Wenn das Wort gestrichen wird, so bleibt das ganze Bild fort!“ Da hat es die Censur doch eingesehen, daß es nicht angeht, die Weltgeschichte zu korrigiren.

Nachmittags, ein Viertel vor drei Uhr, krachte auf dem Röchelberg ein Kanonenschuß, daß ganz Meran in seinen Grundfesten zu beben schien. Dann noch einer. Und noch einer. Das erste Zeichen zum Beginn. Eine wahre Wölkerwanderung entstand aus der Stadt über die Wiese hin, dem Schauspielplatze zu, der ganz draußen im Freien, am Fuß des Röchelberges liegt. Mir widerstrebt es, in diesem Fall „Theater“ zu sagen. Es ist aber auch kein Schauspielhaus, weil Bühne wie Zuschauerraum unter freiem Himmel liegt. Die ganze Stätte ist so: da steht ein großes Tirolerbauernhaus, in gleicher Linie an beiden Seiten des Hauses sind die Wirthschaftsgebäude und im Hintergrunde ist das Dorf; zwischen diesen Gebäuden führen um das Haus herum zwei Hofwege: sie münden in die Straße ein, die an dem Hause vorbeizieht und hauptsächlich als Schauspielplatz dient. Haus und Nebengebäude, im materiellen Tirolerstil gehalten, sind ausgestattet mit all den Dingen, die zu einem großen Alpenbauernhof gehören:

dem Söller, dem Glockenthürmchen auf dem Dach, dem Brunnen vor dem Hause, dem Bildstüdel an der Straße. Alles ist bis auf das Kleinste trenn ausgestattet. Wir sitzen in den Bankreihen eines großen, viereckigen, mit einer Bretterwand abgegrenzten Hausgartens. Rückwärts ist eine Reihe gedeckter Kammern (Logen). Vor uns, gleichsam im Straßengraben, der den Zuschauertraum von der Bühne trennt, so vertieft, daß man nichts davon sieht, ist das Orchester. Das Ganze ist von einer ungekünstelten, selbstverständlichen Einfachheit und Zweckmäßigkeit, wie sie nur Natur und Leben bietet. Nichts erinnert, daß man etwa in einem Theater sitzt. Es giebt natürlich auch keinen Vorhang, weil die meisten Auftritte sich ja eben im Freien vor dem Hause abspielen. Bei Szenen, die in geschlossenen Räumen vorkommen, in Stuben, Sälen u. s. w., oder wo Lebende Bilder gestellt werden, geht die vordere Wand des Hauses auseinander nach rechts und links und wir haben auf der freien Bühne plötzlich eine abgeschlossene, dem Theater ähnliche. Ueber den Bretterverschlag herein in unseren Eigarten leuchten die schneebedeckten Bergriesen. Gerade vor uns, gleichsam wie zur Bühnendekoration gehörig, oben auf grünem Berghang, ragt die uralte Burg Tirol, das geschichtliche Hauptschloß des Landes. Uns zur Rechten, ganz nah am Schauspielplatz aufsteigend, die steilen Lehnen des Ruchelberges; ihre Felswände sind zu dieser Jahreszeit noch grau und kahl. An einzelnen Wänden sehen wir weiße Scheiben hreableuchten. Die Merkmale zur Erinnerung an jene tiroler Kämpfer, die im Jahre 1809 im Kampf mit den Franzosen an den selben Stellen gefallen sind. Das Alles ist der natürliche Schauplatz jener Heldenkämpfe und spielt, eine unbeschreiblich hehre Stimmung erzeugend, wunderbar mit, wenn jetzt das Drama beginnt.

Die Menschenmassen im Zuschauertraum sind ruhig geworden. Auf ein gegebenes Zeichen erscheint eine junge schmutze Tirolerin und bringt im schlichten Verfen das „Grüß Gott!“ Und nun hebt es an. Französische und bayerische Soldaten, Tirolerbauernskente, Männer, Weiber, Kinder beleben die Straße und den Platz. Bauern, deren Söhne sich vor der bayerischen Militäraushebung flüchteten, werden als Geißeln eingebracht. Das Gescheh ist im Gange.

Ich erzähle hier nicht den Inhalt des Stückes. Hauptächlich handelt es vom Wahrwirth, einem der aufständigen Bauernführer, der, gefangen, vor den französischen Richtern sein Leben mit einer Pöge hätte erkaufen können und freiwillig in den Tod ging. Ein zweiter Held dieses Dramas ist der junge Peter Siegmayr. Er ist Soldatenflüchtling; als die Bayern ihn vergeblich suchen, nehmen sie seinen alten Vater gefangen und drohen, ihn zu erschließen, falls der Aufenthalt des Flüchtlings nicht angegeben wird. Der Alte wählt lieber den Tod, als daß er sich entschliesse, seinen Sohn zu verrathen. Wie der Sohn Das erfährt, stellt er sich selbst, um den Vater zu retten, und wird erschossen.

Man kann nicht oft genug wiederholen, wie groß Wolfs Verdienst ist, daß er in seiner meraner Schöpfung den Tirolern und der ganzen Welt in großartiger Weise solche Vorbilder von Menschengröße vor Augen führt. Recht, Freiheit und Vaterlandsliebe, Lebensverachtung, Hinblick auf höhere Güter, Treue und Muth, Großmuth gegen den Feind: Das sind die Grundzüge der Volkschauspiele. Neben der Kampflust werden auch Werke des Friedens vorgeführt, Bauernleben, Dürtenleben in seinen Arbeiten und Idyllen, kirchliche Aufzüge, Alles voll Naturwahrheit und mit entzückender Hingabe der Mitwirkenden dargestellt.

Der Haupteffekt des Stüdes liegt in dem Bilde: Nach der Mühlbacher Klaus. Die Erhebung ist im Zuge, die Leute sind fortgezogen mit den Waffen. Streiter in Bauernjoppen. Denn die heiligsten Kriege werden nicht in Uniform geführt. Von fern dumpfes Trommelwirbeln. Der Wächter unter dem Dachgiebel hat angedeutet, daß ringsum in der Gegend die Feinde stehen. Dorf und Gassen sind menschenleer. Es ist eine schwere, gedrückte Stimmung. Da fällt plötzlich hinten am Kuchelberg ein Kanonenschuß. Von den umliegenden Dörfern Sturmglocken. Es erhebt sich das Kleingewehrfeuer von links und rechts, von allen Seiten, auf dem Kuchelberg kracht es an allen Wänden, hinter allen Büschen. Der Schauplatz hat sich plötzlich nach außen verlegt. Über schon laufen einzelne Franzosen über die Gasse, verfolgt von Bauern; von verschiedenen Seiten springen sie heran, Soldaten und Aufständige, vor dem Hause entzündet sich ein heftiges Gewehrfeuer, von den Fenstern wird herausgeschossen, von den Dachlukken herab. Dort und da stürzt ein Mann zusammen und wird fortgetragen. Während draußen noch immer die Kanonen krachen und auf den Berghängen das Kleingewehrfeuer knattert, daß schon die ganze meraner Gegend in Pulverdampf gehüllt ist, kommt ein Parlamentär und bittet die Bauern um eine Verhandlung. Da legt sich allmählich der Schlachtenlärm, Gefangene werden noch hin und her geführt und die Musik fällt ein.

Die Wirkung dieser Abtheilung auf Einen, der sie zum ersten Mal sieht, ist unbeschreiblich. Diese Entwicklung einer Schlacht, bei welcher plötzlich der historische Boden lebendig wird, das ganze Meranertal mitspielt, ist etwas so eigenartig Packendes, wie es wohl in der ganzen Welt nicht wieder vorkommt. Wenn es um Menschenrecht, Freiheit, Heimath und Volk geht, da wird Kanonendonner und Gewehrgeprassel zu einer majestätischen Musik. In mir wurden zur Stunde Gefühle und Kräfte lebendig, die ich bisher kaum gekannt hatte. Alle Muskeln zuckten, alle Sinne jauchzten. Am Liebsten hätte ich selbst so ein altes Feuerschloßgewehr an mich gerissen und wäre hinausgestürmt ins Freie, gegen die Feinde der Freiheit und des Vaterlandes, wo sie auch stehen, wie sie auch heißen mögen!

Der Himmel hatte sich schon lange umzogen und die Wolken waren tief herabgesunken an den Bergen. Nun begann es, saßt zu regnen, der noch übrige Theil des Schauspieles mußte rascher abgepielt werden. Und es war gut so. Das aufgeregte Gemüth zitterte leise fort in wehmüthvoller Weise. Nur bei den Schlußbildern, wo der Peter Siegmahr kommt, um mit seinem eigenen Leben den Vater zu retten, und Peter Moyer vor Gericht das ihm für eine Unwahrheit angebotene Leben verwirft, erhebt sich das Schauspiel noch einmal zu überwältigender Höhe. Die von Johann Grißmann gestellte, überaus packende Musik vollendet die Stimmung.

Was über einzelne schauspielerische Leistungen zu sagen wäre? Nein, auf diesem Punkt stehen wir nicht und keiner der Mitwirkenden gukt ins nächste Morgenblatt, um für seine Person etwa ein Extralob zu finden. Das Ganze ist eine Einheit, die handelnde Person ist das Volk. Jener Tirolerheld vor neunzig Jahren hieß Peter Moyer. Der heutige würde unter den selben Verhältnissen vielleicht Johann Wschberger heißen, genau so scheint unser Darsteller in der Natur des Helden zu leben und zu fühlen. Und ähnlich bei allen Uebrigen. Die Hauptsache bestand darin, für die bestimmten Rollen die richtigen Menschen

ausfindig zu machen. Das ist Karl Wolfs Verdienst. Und daß er sie in diesem Lande finden konnte, ist Tirols Ehre.

Am Anfang der Vorstellung hatte ich in einer der rückwärtigen Bänke gesessen, um einen größeren Theil der Gebirgslandschaft zu überblicken. Als es aber zu regnen begann und viele Zuschauer vor mir die Plätze verließen, andere ihre Schirme öffneten, setzte ich mich weiter voran in eine halbleere Bank. Neben mir saß ein junger Mann, der, den Kragen seines dunklen Mantels über den Hals gestülpt, mit großem Interesse in die Darstellung vertieft war. Da ich meinen Schirm offen hielt, so hätte ich ihm gern ein Mitdach geboten. Ich wollte ihm das gemeinsame Dach schon anbieten, da stand er auf und ging, um nicht zu stören, ganz leise hinaus. Nun hatte ich eine lange Bank für mich allein, an der selben Stelle, wo man sich sonst für schweres Geld um Plätze riß. Denn der immer dichter niederrieselnde Regen hatte den Platz allmählich sehr gelichtet, nur die Allerachtigsten blieben bis zum Schluß, um unter den erschütternden Musikklängen die letzten Trauerzügen und das Schlußbild „Tiroler Helden“ noch zu sehen.

Und dann der Stadt zu. Der Reiter Karl Wolf, der mich dahin begleitete, schien etwas mißmuthig über die störende Witterung zu sein. Ja, „die Ventilation dieses Theaters war freilich musterhaft“; hätte es nur auch ein Dach! Gottlob, daß es keins hat, daß es uns nicht nur klassische Heldengröße zeigt, sondern auch die Einrichtung eines klassischen Theaters unter freiem Himmel darstellt. Was thut das Bischofen Feuchtwurden einer germanischen Haut?

„Etwas verregnet, Herr Wolf?“ wurde er angesprochen von einem Herrn, den mein Begleiter mit „kaiserlicher Rath“ rüchlig bezeichnete und der vorhin mein Bankgenosse mit dem aufgestülpten Rocktragen gewesen war. Er sprach ein Weilchen mit meinem Begleiter, während ich danebenstand und ihn gleichgiltig betrachtete. „Ein noch so junger Mann und schon kaiserlicher Rath!“ bemerkte ich zu Wolf, als der Herr dann mit verbindlichem Gruß seines Weges ging. Mein Begleiter blickte mich fragend an: „kaiserlicher Rath, wieso?“

„Sie haben diesen Herrn doch so angesprochen!“ „Bewahre! Ich habe wohl kaiserliche Hoheit gesagt. Sie kennen doch den Erzherzog Ferdinand d'Este?“

Tableau! Hatte ich mich vorhin im Volkschauspielraum gemächlich zum österreichischen Thronfolger gesetzt.

„Ja“, sagte Wolf, „der Erzherzog besucht die Vorstellungen gern und setzt sich stets mitten unter das Volk hinein. Mit Vorliebe unter Kleinbürger und Bauersleute, mit denen er dann über die Vorstellung und Anderes behaglich plaudert. Hätten Sie ihm Ihren Schirm nur angeboten! Sie würden sich recht gut mit einander vertragen haben.“

Mit diesem kleinen Nachspiel schloß der für mich denkwürdige Tag, an dem mein Lieblingskapitel aus der Weltgeschichte, der tiroler Befreiungskampf, vor meinen leiblichen Augen so herrlich lebendig geworden war.

Graz.

Peter Mosegger.



Eine Rose.

„**H**a, Das ist ja traurig, all Das,“ sagte er und drehte sich mühsam im Bett um, nach seiner Frau, die ins Zimmer gekommen war und in einer kleinen Entfernung da stand, an die alte Schatulle gelehnt. Sie war hellblond und korpulent, mit blassen, tiefliegenden Augen und dünnem Haar, das vorn in der Stirn mit einem Brennstein zu einer Franse gekraust war. Ihr Morgenkleid aus braungelbem Stoff mit dunklem Schnurbesatz war fleckig und schmutzig und hing lose um sie her.

„Aber was fehlt Dir eigentlich?“ fragte sie. Ihr Ton war halb spottend, halb vorwurfsvoll.

Er strich mit den Fingern durch sein dichtes, dunkles Haar, erhob das blasser, von einem schwarzen Bart umrahmte Gesicht und sah sie an. Sie antwortete mit einem funkelnden Blick. Einem Blick, der ihn stach.

Böse? Sind sie böse, diese Augen? dachte er und fuhr fort, sie anzusehen. Nach einer Pause sah sie vor sich in die Luft: „Ist morgen Sonntag?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete er.

„Du kümmerst Dich vielleicht gar nicht um die Tage?“

Er stützte seinen schmerzenden Kopf in die rechte Hand und sah sie beständig an. Dieses Weib, das er über Alles in der Welt geliebt hatte.

Sie veränderte ihre Stellung, während sie gegen die Schatulle gelehnt blieb. Es knackte in dem alten Möbelstück. Dann kam es: „In neun Tagen ist Dein Geburtstag. Wie sollen wir ihn feiern?“

„Ich soll ja also ins Krankenhaus.“

„Aber zu Deinem Geburtstag bist Du natürlich schon wieder zu Hause,“ sagte sie müde.

„Nein, noch nicht. Ja, Das heißt, wenn ich vorher sterbe, so kommt vielleicht meine Leiche hier nach Hause.“

Sie schrie vor Freude auf. . . So kam es ihm vor; und es ging eifrig über seinen Rücken. In Wirklichkeit hatte sie nur ein schallendes Gelächter aufgeschlagen: „Ha ha ha! Du sterben! Und was sollte ich dann mit Deiner Leiche anfangen?“

Er lag in der selben Stellung, den Kopf in der Hand, und fuhr fort, sie anzusehen. Dieser Gedanke, der in letzter Zeit seinen Sinn oft gestreift, aber dem er doch nie Raum in seinem Herzen gegeben hatte, — er war also richtig. Sie würde es als befreiende Freude empfinden, wenn er starb. . . Natürlich. So enbete es also.

Er, der sich in so großem, jubelndem Glauben und Vertrauen an sie gebunden hatte! Diese Fabel, daß zwei Menschen eins werden können! Schnickschnack, Geschwätz!

Rein, der Eine war Herr, der Andere Diener. Oder sie waren Feinde. Ach, wenn die Welt doch nicht so voll von Märdchen wäre!

Sie stand noch immer gegen die Schatulle gelehnt und ihre Augen fuhren unruhig umher.

„Ja, ich bin so milde,“ sagte sie plötzlich und griff mit ihren weißen, großen Händen an ihren dünnbehaarten Kopf.

„Du bist natürlich verwundert, daß ich Deine Krankheit nicht tragisch genug nehme. Aber ich kann nicht. Ich habe Dir Alles gegeben, was ich hatte. Ich habe nichts mehr.“

„Nein,“ antwortete er nach einer kleinen Weile. „Das sehe ich.“

Und er dachte: Es ist wahr, was sie sagt. Sie hat sich geplagt und gerackert, um es gut für uns Beide zu machen. Aber ihre Gaben, so gut sie waren, reichten nicht hin. Oder vielleicht war, was sie gab, nicht Das, was ich brauchte. Eines ist sicher: Niemand auf der Welt ist so gut gegen mich gewesen wie sie, — und Niemand so schlecht. Eine wunderbar enge, trodene Seele war sie. So nüchtern und gleichsam gefesselt bestimmt! Ach, wie waren sie doch verschieden! . . . Er ließ den Kopf sacht auf das Kissen fallen und sagte: „Wir haben also unser Leben zerstückt . . . Du meinestwegen, ich Deinestwegen.“

„Ja.“ Sie begann, im Zimmer auf und ab zu gehen. „So ist es.“

Er drehte den Kopf und sah ihr nach. Wie war sie kloppig und bärenschwer! Dieser gelbe Kopf, diese weißen Taten von Händen und dieser große Bauch! . . . Eine kleine, krause Haarsträhne bewegte sich auf ihrem lichten Nacken bei jedem Schritt, den sie ging. Seine Augen blieben daran hängen; und plötzlich, wie durch einen Blitz, sah er sie, wie er sie damals gesehen hatte, als sie ihn liebte, damals, als er sie liebte. Die Erinnerung machte sein Herz warm. Nun lag er hier, vorbei und fertig, und sollte ins Krankenhaus. Ob sie ihn wohl begleiten würde? Er wollte ja am Liebsten allein hin. Aber er war so schwach. Rein physisch bedurfte er eines Mitmenschen. In einer Stunde oder zwei kam der Wagen.

„Soll ich Dir bei Etwas helfen?“ fragte sie und stand still. Ihre Stimme war so dünn und grell.

„Nein, danke, ich werde schon allein fertig.“

Da ging sie und schloß die Thür hinter sich zu.

„Wenn sie nun nicht in Deinem Leben wäre, nicht existierte,“ dachte er, während er unwillkürlich die Hände über der Brust faltete, „würdest Du zufrieden sein? Ach nein.“ Dann dachte er an seine halberwachsene Tochter, die draußen, im Zimmer hinter ihm, sah und Lektionen lernte. Er wollte fortgehen, ohne ihr Lebenswohl zu sagen. Herrgott, wie Unrecht war es doch, Kinder in die Welt zu setzen, wenn man so felsenfest vom Glend des Daseins überzeugt war! Und diese Tochter war ihm noch dazu manchmal so wunderbar zuwider. Sie glich ihrer Mutter allzu sehr. Es war in ihrem Ton und ihrer Miene Etwas, das gegen ihn Partei nahm. Etwas beinahe Feindliches. Und wenn er sich dann entschwendener Tage erinnerte! Der Zeit, da sie ganz klein war, — all der Freude, die zwischen ihnen gewesen war. Aber Das war vorbei. Auch Das vorbei, wie alles Andere vorbei war. Seine Frau, diese dicke, sichere

Dame, die mit Allen schwätzen und klatschen konnte, die diesen Schein von weltlicher Bornehmheit und christlichem Geist hatte, — sie konnte wohl . . .

„Ach, wie waren sie doch verschieden!“

Er stand vor dem Bett und kleidete sich an. Seine Knie zitterten, und während er seinen Nachtsack packte, trat der Schweiß in großen Tropfen auf seine Gesicht. Wie entbehrte er eine Gattin! Eine Gattin, in deren Liebe und Mitleid er Ruhe und Balsam hätte finden können, für Seele und Leib. Seine Frau war keine Gattin. Wenn er nun ins Krankenhaus kam, bekam er eine Pflegerin. Gottlob!

Als er endlich mit dem Ankleiden und Packen fertig war, ging er auf seinen wankenden Beinen ins Arbeitszimmer. Er wollte einen Brief an seine Tochter schreiben. Einen Brief, den die Tochter erst lesen sollte, wenn sie erwachsen war. Für den Fall, daß er im Krankenhaus starb. Und er war überzeugt, daß er sterben würde.

Vom Wohnzimmer her hörte er wunderliche Laute. Was war Das doch? Er lauschte; und dann wurde es ihm klar, daß es seine Frau war, die schmarrte. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb Folgendes:

„Weißt Du noch, kleine Karen, wie gut und lustig wir es mit einander hatten, damals, als Du noch ein winzig kleines Mädchen warst und ich Dein alter, fröhlicher, lieber Vater? Erinnerst Du Dich an meine Lieder, abends, wenn Mama aus war und Du im Bett lagst und ich wollte, daß Du schlafen solltest? Ich sang Dir vor; ich, der nicht singen konnte. Aber Du bastest immer um mehr und Du fandest, ich könnte singen. Diesen Brief bekommst Du erst zu lesen, wenn ich tot bin. Du sollst nicht um mich trauern, meine Tochter, mich nur gut in Deinem Andenken bewahren. Der Tod hat uns ja zuletzt Alle, früher oder später. Weißt Du noch, wie ich Dich über den Rücken streichelte und Du lachtest und sagtest, ich kitzelte Dich? . . . Wenn die Sonne untergeht, wenn der Mond aufsteht, wenn ich weiß, daß die Sterne dort draußen funkeln, wenn der Wind sich durch die Bäume schlängelt, dann denke ich an Dich, Karen, und ich sehe Dich wie damals, als Du mein einziges, winzig kleines Mädchen warst.“

Biel mehr hätte ich Dir gern schreiben wollen, süße Karen, mein Kind. Aber ich bin krank und müde auf den Tod und ich kann nicht mehr.

Lebe wohl, meine Tochter. Dein Vater hat Dich geliebt, und er wird an Dich denken auch in seiner letzten Stunde. Werde ein rechtschaffener und ehrlicher Mensch.“

Er legte das beschriebene Papier in ein Couvert, schrieb Karens Namen darauf und verwahrte es in der Schreibtischlade. Dann trocknete er den Schweiß von seinem Gesicht, stand auf und öffnete die Thür ins Wohnzimmer. Seine Frau fuhr von der Chaiselongue auf, wo sie gelegen und geschlafen hatte.

„Was ist denn nun schon wieder?“

„Ich soll fort.“

„Ra—a. Dieses Gethue mit dem Krankenhaus.“

„Du mußt doch sehen, wie krank ich bin“, sagte er stehend. „Schon, daß ich gar nie Etwas esse.“

„Ach, Du ist wahrhaftig gar nicht so wenig.“ Sie warf den weißen

Nacken zurück. Ihre Worte wirkten wie ein schmerzender Schlag. Er hatte ein so inniges Bedürfnis nach Güte, jetzt, — da er fort sollte von seinem Bischofen Heim, hinaus, um sich hinzulegen und zu sterben.

„Ja, ich muß also . . . die Droschke hält unten“ —

Sie nahm ein Tuch um und ging mit ihm.

Valb darauf fuhren sie. Er fühlte sich so ermattet, so elend, wie er da im Wagen saß, daß er sich beinahe nicht aufrecht halten konnte. Hatte die krankhafte Schnujdt, seinen Kopf an der Schulter dieses Weibes auszuruhen, nur, weil sie ein Mensch war wie er selbst. Aber sie saß da und schwachte mit ihrer dünnen, grellen Stimme, dieser Stimme, die er einmal geliebt hatte, schwachte über Alles und nichts. Er lehnte sich in die Wagenecke zurück. Die Thränen flossen still über seine Wangen.

Der Wagen hielt vor dem Thor des Krankenhauses. Sie stieg aus, aber blieb rathlos stehen und murmelte, es sei geschlossen.

„Du mußt läuten“, sagte er mühsam. Herr Jesus, war Das ein Frauenzimmer!

Gleich darauf wurde das Thor geöffnet und sie ging, ihm voraus, über die Treppen durch die langen Korridore, in das Zimmer, das für ihn bestimmt war. Eine dunkelhaarige freundliche Krankenpflegerin und ein junger Bursche mit Schnüren auf dem Rock wiesen den Weg.

„Ja, Adieu“, sagte sie hastig und griff lose um seine Schulter. Sie näherte ihr Gesicht dem seinen, und was einen Kuß bedeuten sollte, wirkte wie ein kalter Strahl auf seine Lippen.

Die Tage und Wochen vergingen. Er lag in seinem Bett, still und todmüde. Seine Frau kam auch zu ihm. Sie brachte Briefe und Zeitungen. Zuweilen war Karen mit. Da mußte er immer weinen. Er legte die Hand über die Augen, damit das Kind es nicht sähe.

„Was fehlt ihm eigentlich?“ fragte die Frau den Oberarzt.

Der Oberarzt zuckte die Achseln.

„Er ist ja nie wieder so recht zu Kräften gekommen, nach dem Anfall bei der Wagenfahrt im Frühling.“

„Aber es ist doch nichts Gefährliches?“

Wieder zuckte der Oberarzt die Schultern, aber diesmal sagte er nichts. Sie las in seinen Augen, daß keine Hoffnung war, und sie hatte das Gefühl, als sank eine Bürde von ihr hinab.

Es war so still, wo er lag, im Bett mit den weißen Krankenhausdecken. Die Gasflamme hinter seinem Kopfpolster war herabgeschraubt. Er konnte keine Ruhe finden. Jeden Augenblick mußte er sich rühren, sich besser zurechtlegen. Aber es gelang ihm nicht. Ab und zu rann eine Thräne über seine Wange. Er hätte sie gern abgetrocknet, vermochte aber nicht die Hand zu heben.

Wie trist und leer und arm sein Leben geworden war! Er, der so reich und groß gehofft und geträumt hatte. Aber so träumten und hofften wohl Alle . . .

Am Meisten dachte er an die kleine Karen. Dachte daran, wie sie als vierjähriges Mädel abends im Nachthemd zu ihm hineingekommen war, um „Gute

Nacht“ zu sagen. Sie war nicht zufrieden gewesen, bis er nicht auch ihren Füßen Gute Nacht gesagt hatte. „Das ist Zinger und Das ist Trine“: so patzte sie mit ihren weißen, weichen Kinderfüßchen in sein Gesicht, zuerst mit dem einen, dann mit dem anderen.

Herr Gott, wie würde es ihr wohl in der Welt ergehen? Das sollte er nie erfahren. Denn heute Nacht starb er.

Ach ja, ach ja. Er war so müde, so müde. Aber so zu sterben, — ganz allein! Nicht eine Hand zum Abschied zu drücken . . . Er erinnerte sich an seine Eltern, die tot waren, an seine liebsten Geschwister, die auch tot waren, — und mit einem Male ward er von Jubel ergriffen, bei dem Gedanken, daß er ihnen nun vielleicht wieder begegnen sollte.

Die Gedanken schnurrten rings umher, weit umher . . . Er lag wie betäubt.

„So hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen einzigen Sohn für sie dahingab.“

Ja, Das war ein herrlicher Gedanke. Ein Ausdruck Dessen, was die liebevollsten Geister der Welt zum Trost und Halt für sterbende und verzweifelte Menschenjeden erkennen. Keine, keine sollte verloren gehen. Wer sein Leben verliert, wird es finden. Ja. Jetzt sollte er sein Leben verlieren. Er sollte sterben. Aber hatte die Natur Mittel zu so sinnloser Verschwendung, daß sie auch seine Seele sterben ließ?

Seine Seele? Was war seine Seele? Ein lautes Stöhnen entschlüpfte ihm. Die Krankenpflegerin kam herein und wollte ihm zu trinken geben. Aber er lag unbeweglich auf dem Rücken. Da ging sie wieder.

. . . Die Lilien auf dem Felde, alle Herrlichkeit der Erde ersteht auf Neue, durchdrangte es ihn sacht.

Ach, wie müde er war! Tod, Tod, komm! Komm bald! . . . Plötzlich ging ein Zucken durch ihn. Er öffnete hastig seine halb schon gebrochenen Augen und starrte mit einem Blick, als schaute er weit hinaus in den Weltenraum.

Vor sich sah er eine riesengroße Rose, einen Ball, größer als die Erde. Ein erdübender Sonnenglanz lag darüber und vergoldete die Millionen von zarten Blättern. Es duftete und glühte ihm entgegen. Es sang und klang in vollen und doch gedämpften Tönen. Und zwischen all diesen in Purpur und Gold schimmernden Rosenblättern lagen Millionen erlöster Menschenjeden, beinahe unsichtbar, wie im Reine.

„Das ist das Haus mit den vielen Wohnstätten“, ging es durch sein erlöschendes Bewußtsein.

Er wollte seine Arme zu dem duftigen schönen Rosenball ausstrecken, aber die Arme lagen schwer da und die Finger lasteten kraftlos auf der Decke.

Vom Scheitel bis zum Fuß wurde sein Körper in einem Krampf geschüttelt. Dann war er tot . . .

Ein friedliches Lächeln verschönte sein weißes, erstarrtes Antlitz.

Kopenhagen.

Amalie Skram.



Ein Zuckerskandal.

Noch sieht man nicht recht, ob die umfassenden Verkäufe in Bank- und Bergwerkspapieren wegen unserer Geldvertheuerung oder aus politischer Nöthigkeit erfolgen. Inzwischen regt man sich an der berliner und frankfurter Börse über eine Bank auf, mit deren Aktien weder die berliner noch die frankfurter Spekulation Etwas zu thun hat. Die hamburger Kommerz- und Diskontobank, die dem hamburger Waarenverkehr, also auch dem Zuckerelexport nach England und den Vereinigten Staaten, wenigstens örtlich nahesteht, ist seit dreizehn Jahren in Geschäftsverbindung mit einer großen Zuckerraffinerie in Ruffig, die um des Betriebes willen Rohzucker aufspeichern muß; auf diesen und auf Kristallzucker, der noch nicht zur Verschiffung gelangt, gab die Bank Vorstöße, im Ganzen etwa 4 600 000 Mark. Die Leiter gestehen, daß die Marge gegen den Tageskurs mitunter etwa sieben Prozent betrug; es hätten auch zehn bis zwölf Prozent sein können, da ja auch die Preise zuweilen schon rasch um 90 Pfennige gefallen sind; es scheint aber, daß man die Firma für sehr gut halten konnte. Es ist bekannt, daß noch vor wenigen Jahren die Dresdener Bank diesen fetten Kunden dem hamburgischen Institut abspenstig machen wollte; interessant wäre es dann gewesen, zu sehen, wie die Erklärung der Pfandhalterin des Zuckers stilisiert worden wäre. Die Dresdener Bank ist nämlich im Verwaltungsrath der genannten Gesellschaft.

Durfte eine Bank überhaupt Zucker mit Millionen beleihen? Die Frage muß klar gestellt werden, da einige Landratten in ihrer Kritik dieser Vorgänge Zucker einen aleatorischen Werth nennen, also nicht einmal wissen, daß selbst die Reichsbank Zucker beleiht. Wird diese von Waaren- und Seehandelskenntniß gleich ferne Behauptung unerwidert gelassen, so kann ein schädlicher Druck auf manche deutsche Institute ausgeübt werden, die bisher ihre Aktionäre nicht zu fürchten brauchten, wenn sie dem legitimen Waarengeschäft mehr entgegenkamen als dem nur scheinbar liquideren Effektenverkehr. In Wirklichkeit ist für fünf Millionen Zucker heute wohl leichter zu verkaufen als etwa für fünf Millionen Reichsanleihe. Das glaubt der einseitig gewordene Börsenmensch nicht, trotzdem schon detliche Gründe dafür sprechen. Wo kann man denn unsere Fonds, wenn es sein muß, rasch verkaufen? Nur an drei großen deutschen Plätzen. Zucker hat aber den Weltmarkt. Ein Staatspapier ist gewissermaßen Luxus, Zucker ist ein Konsumartikel. Und im schlimmsten Falle: wenn plötzlich Krieg ausbricht, kann der Beleihler von Zucker und Getreide ruhig sein; diese unentbehrlichen Waaren steigen dann sofort sehr beträchtlich und werden in den größten Mengen baar in Gold bezahlt. Wie dann aber lombardirte Papiere stürzen würden, braucht man wohl nicht erst auszumalen. Die Nachschüsse können meist nicht geleistet werden und ein Zwangsverkauf folgt dem anderen. Nehmen wir z. B. Industriewerthe, deren Beleihung doch von den selben Leuten, die den Zucker nicht mögen, kaum getabelt wird. Am häufigsten werden da natürlich die großen Industriestrukturen in Depot gegeben, die 200, 300, manche sogar noch höher stehen. Wie würde aber dieses Agio in den ersten Tagen einer Verstimung schwinden! Ueber Paris dürften dann wohl nur noch wenige Papiere notiren. Ich will keine Namen nennen; Jeder kennt ja die Aktien, die heute im Aller Rind sind und die in solchen schlimmen Tagen im Nu um 100 Prozent fallen würden. An sich ist es also nicht unsolid, Zucker zu beleihen.

Deshalb ist es nach meiner Ansicht auch keineswegs übertrieben, wenn eine Bank mit 30 Millionen Aktienkapital ein solches Engagement zu $4\frac{1}{2}$ Millionen eingeht. Auf dieses angebliche Mißverhältniß pochen jetzt die Tabler und übersehen dabei, daß es bei einem solchen Waarenunterpfand auf das Geschäfts- oder Privatvermögen der Firma kaum ankommt. Wie sollte man von solchem Standpunkt aus erst die Engagements der anderen Banken beurtheilen? In Hamburg auf Warrants keinen Vorstoß geben, hieße doch einfach, sich der wirtschaftlichen Entwicklung entgegenstemmen. Jetzt werden natürlich die meisten Banken ängstlich werden, besonders vor der öffentlichen Kritik, die bei ihrem Zetergeschrei die notwendigen Kreditansprüche des Waarenhandels ganz vergessen zu haben scheint.

Was der Kommerzbank mit der betrügerischen Verschleppung der ihr verpfändeten Zuckervorräthe in Ruffig begegnet ist, kann auch anderen Banken passieren. An der Börse ist man empört, weil die Bank die Vorräthe im Lager bei der Fabrik selbst ließ. Die Börsianer wissen eben leider nicht, daß andere deutsche Institute nicht weniger vertrauensfelig sind. Belehren Bankleute Zucker, so bleibt er in der Fabrik unter Aufsicht eines Steuerbeamten, dem die Bank die Schlüssel ausschändig. Das geschieht sogar mit Erlaubniß der Regierung, an die es natürlich keinen Regreß geben kann, falls einer dieser untergeordneten Beamten das Vertrauen einmal mißbrauchte. In dem auffiger Fall handelt es sich um 250000 Sack Zucker, ein Quantum, für das ein vierstöckiges Lagerhaus von mindestens 1500 Quadratmetern nach meinen Erkundigungen bei Zuckersabrikanten erforderlich wäre. Ueberhaupt denken die Börsenleute gar nicht an die räumlichen Vorbedingungen für jede Waarenbeleihung. Es sind doch keine Effektedepots, die man unterm Arm wegtragen kann! Die auffiger Raffinerien liegt dicht neben der Verladungsstelle der österreichischen Nordwestschiffahrt-Gesellschaft. Eine vernünftige und streng eingehaltene Vereinbarung zwischen beiden Unternehmen ergab sich also aus den Verhältnissen. Diese Flußgesellschaft ist aber kein besitzloser Steuerbeamter, sondern hat ein Aktienkapital von 4 Millionen Gulden. In ihrem Verwaltungsrath sitzen nicht nur reiche Danseaten, sondern auch die Dresdener Bank und der Wiener Bankverein. An dem Ernst und der soliden Geschäftsführung der Dampfschiffgesellschaft brauchte also nicht gezweifelt zu werden. Die Kommerzbank hat vierzehn Briefe veröffentlicht, die von 1892 bis 1898 immer wiederholen, daß für Einlagerung und Ueberwachung gesorgt sei. Sätze wie: „Diesen Rohzucker halten wir zu Ihrer Verfügung eingelagert und werden ihn nur auf Ihre Ordre zur Auslagerung bringen. Sobald eine Partie eingelagert worden ist, werden wir Ihnen, wie bisher, mittels Einlagerungsschein davon entsprechend Mittheilung machen“ lassen sich doch nicht wegradiren. Diese Briefe sind theils vom Generaldirektor allein, theils von zwei anderen Beamten unterzeichnet.

Eines Tages nun erhält die Bank aus Dresden, dem eigentlichen Sitz der Gesellschaft, die telegraphische Anzeige, daß die Zuckervorräthe verschwunden seien; dann wird mitgetheilt, der Generaldirektor habe die Schlüssel zum Lager dem Verpfänder selbst überlassen. Also entweder eine österreichisch gutmüthige Schlamperei oder eine gemeinsame Durchstecherei schlimmster Art. Nachdem der Generaldirektor selbst rasch in den Hintergrund gerückt war, tauchte der Verwaltungsrath auf; die Art, wie er seine Rolle durchführt, zeigt starkes Rechtsgefühl . . . oder arge Verstellungskunst. Ich schicke voraus, daß die Dresdener Bank und der Wiener Bank-

verein im Aufsichtsrath durch sehr maßgebende Mitglieder vertreten sind. Für die moderne bankliche Auffassung von Treue und Glauben könnte also dieses Gebahren als sehr charakteristisch angesehen werden. Der Verwaltungsrath der Nordwestschiffahrt-Gesellschaft erklärt ganz ruhig: Wir sind ein Transport- und kein Lagerhausunternehmen. Dabei wird weislich verschwiegen, daß in diesem Fall ungeheure Transporte ohne ein Lagerhausystem von vorn herein undenkbar waren. Es habe sich nur um eine Gefälligkeit zwischen dem Generaldirektor und dem Zuckerraffineur gehandelt. Das gehe die Gesellschaft als solche um so weniger an, als auch die Unterschriften nicht immer genügend gewesen seien. Kommt es zum Prozeß, so werden alle Mitglieder des Verwaltungsrathes beschwören müssen, daß sie von diesen seit Ende 1892 üblichen Einlagerungen nichts gesehen oder gelesen haben. Zunächst aber fällt der verwunderte, indifferente Ton auf, in dem hier, vielleicht zum ersten Male, ein angesehenener Verwaltungsrath eine Reihe von Diebstählen einfach als nicht zu seiner Kenntniß gelangt behandelt.

Aber es schien, als sollte noch ein Dritter eingeschoben werden, — ein Herr Pruniz, der bisher gewiß nicht ahnte, zu welcher Größe ihn das Schicksal bestimmt hat. Dieser Pruniz ist nämlich seit Oktober 1894 Stationvorsteher in Aufsig; er könnte also als Vertrauensmann der Kommerzbank fungirt haben und mit seiner Gesellschaft in diesem besonderen Falle gänzlich außer Verbindung gewesen sein. Doch selbst wenn hierfür von Hamburg aus jährlich Etwas bezahlt worden wäre, so liegen doch die folgenden beiden Briefe vor: „Hamburg, 15. Oktober 1894. Oesterreichische Nordwest-Dampfschiffahrt-Gesellschaft, Dresden. Mit Gegenwärtigem bitten wir Sie um gefl. Einsendung der für Ihre Station Aufsig rechtsverbindlichen Unterschriften. Hochachtung Kommerz- und Diskontobank in Hamburg.“ „Dresden, 17. Oktober 1894. An die Kommerz- und Diskontobank, Hamburg. Antwortlich Ihres Gehrtens vom 15. Oktober cr. diene Ihnen, daß bis auf Weiteres an Stelle des verstorbenen Stationvorstandes Herrn Janke unser auffziger Stationbeamter Herr Abeles zeichnen wird, und ersuchen wir, von nebiger Handzeichnung gefl. Kenntniß nehmen zu wollen. Station Aufsig der Oesterr. Nordwest-Dampfschiffahrt-Gesellschaft gez. i. U.: Abeles. Hochachtungsvoll Oesterreichische Nordwest-Dampfschiffahrt-Gesellschaft. Die General-Direktion gez. Otto Bibberg.“ Der harmlose Stationvorsteher ist recht interessant.

Was wird aber, so fragte man vor der Entscheidung, nun die Kommerzbank thun? Sie mußte den ehrenwerthen Raffineur laufen lassen, damit sein Geschäft nur weiter geht und eine ruhige Abwicklung statt eines Sturzes mit unabsehbaren Folgen möglich wurde. Und sie wollte sich wohl auch der Nordwestschiffahrt-Gesellschaft gegenüber nicht auf den Standpunkt des starken Rechtes stellen, weil die Gesellschaft 4 600 000 Mark nicht bezahlen kann, also im Fall einer Verurtheilung ihr Geschäft schließen müßte. Diese Schiffahrtsgesellschaft arbeitet mit Unterbilanz; nach siebenzehnjährigem Bestehen konnte vor kurzem erst das Uebernahmesyndikat für die Aktien aufgelöst werden. Da nun die Kommerzbank in Hamburg weder eine böhmische Zuckerraffinerie noch eine österreichische Mhederei selbständig betreiben kann, muß sie wünschen, daß beide Unternehmen bestehen bleiben. Vielleicht ist später eine Fusion möglich und die Bank bringt dann nach und nach die jetzigen Verluste wieder ein, die ihr der auffziger Verwaltungsrath aus purem Rechtsgefühl nicht ersetzen mag.



Notizbuch.

Am Abend des höchsten israelitischen Feiertages kam die vielen festlich Bestimmten froh klingende Botschaft, das Ministerium Briffon habe den Kassationshof mit der Beantwortung der Frage beauftragt, ob das gegen den früheren Hauptmann Alfred Dreyfus gefällte Urtheil annullirt oder im Wiederaufnahmeverfahren geprüft werden solle. Das Gutachten der Kommission, die für solche Fälle eingesetzt ist, hatte sich gegen die Stellung der Frage ausgesprochen und der Präsident der Republik, der weder ein Offizier noch ein Klerikaler, sondern ein nüchterner, erfahrener Kaufmann ist, hatte vor dem zur Revision führenden Wege gewarnt, wie es vor ihm die Herren Méline und Cavaignac und die Generale Billot und Zurlinden gethan hatten. Für das radikale Ministerium aber, das als „antirevisionistisch“ ins Amt kam, bedeutet das Wiederaufnahmeverfahren, wie es auch enden möge, immerhin eine Spanne Lebenszeit. Deshalb hat es sich für die Revision entschieden und nicht einmal nöthig gefunden, vor diesem politisch wichtigen Entschluß die Kammer zu fragen, von der es sein Mandat erhalten hat. In Deutschland könnten wir nun ruhig warten, bis das Gericht gesprochen hat, und uns dann freuen, wenn ein Unschuldiger aus harten Banden befreit wird. Da Dreyfus der Spionage im deutschen Interesse bezichtigt worden ist, müßte es uns sehr angenehm sein, zu erfahren, daß er rehabilitirt und mit allen Ehren wieder in die Armee eingereiht wird. So weit aber sind wir noch nicht. Einsteilen wird nur geheßt und gelogen und die für den Dienst des Dreyfus-Syndikates gemietete Meute heult und bellt, daß die gleichmüthigsten Leute nachgerade unruhig werden. Früher wurden nur die Minister und Generale der Republik zweimal an jedem Tage in angeblich deutschen Blättern beschimpft und Schauer geschichten von einer klerikal-militärischen Verschwörung erzählt, die ihr Leben nur in den Kellerräumen der Boulevardpresse fristet. Jetzt wird zu den „Ganern, Meineidigen, Fälschern und Schurken“, aus denen bekanntlich das militärische und civile Verwaltungspersonal Frankreichs besteht, auch Herr Felix Faure gerechnet. Er wird sich trösten und froh darüber sein, daß er mit dem Goldenen Vließ nun das Recht erworben hat, bei feierlichen Gelegenheiten ein rothes Sammetgewand nebst wallendem Mantel mit Atlasfutter zu tragen. Aber glaubt irgend ein verständiger Mensch, daß dieses wahrwichtige Loben ohne Echo verhallen kann? Es ist Jedem erlaubt, in dem Dreyfusskandal das wichtigste Ereigniß der modernen Weltgeschichte zu sehen und inniglich überzeugt zu sein, daß außer dem edlen Herrn Alfred, dem Preußenfresser, kein Unschuldiger irgendwo in einem Kerker schmachtet. Die Leute aber, die öffentliche Meinungen machen, sollten doch nicht ganz vergessen, daß sie dem deutschen Reichsverband angehören. Und die Regierung, die in dieser Sache eine merkwürdig unklare Rolle spielt, sollte ihren Offiziösen abwinken und nicht die intimsten Spionagegeheimnisse ausplaudern lassen. Seine hat einmal erzählt, ein plötzlich toll gewordener Matrose sei mit dem Ruf über Bord gesprungen: „Ich sterbe für den General Jackson!“ Wenn die von dem biedereren Panamisten Clémenceau sehr geschickt, mit allen Kniffen und Pfiffen bewährter Banditen geleitete Campagne, wie es mit jedem Tage wahrrscheinlicher wird, zu einem Kriegsführt, in dem Frankreich gegen Deutschland nicht allein stehen würde, werden die pommerischen, sächsischen, schwäbischen und bayerischen Grenadiere vielleicht nicht geneigt sein, begeistert zu rufen: „Ich sterbe für Alfred Dreyfus!“

In China ist der Teufel los. Zuerst hieß es, der kränklische Sohn des Himmels sei ermordet worden, dann, er lebe zwar noch, habe aber zu Gunsten seiner Frau Mama abgedankt, und endlich, der brave Si-Hung-Tschang sei wieder obenauf. Da man nicht erst seit vorgestern weiß, daß dieser ehrenwerthe Spießbube, der während des Krieges den Japanern, also den Feinden seines Vaterlandes, zu Wucherpreisen Tributreis verkaufte, von Rußland bestochen ist, mußte man in der That sache, daß er sich wieder in der Gunst sonnen darf, das Symptom einer englischen Niederlage erkennen. Darob Jubel in Petersburg, Jammer in Berlin. Denn wir sind ja wieder einmal mit England befreundet. Herr von Buchka, der Kolonialdirektor, soll gesagt haben: „Was ist uns Transvaal?“ Und der Kaiser soll von der „unglücklichen Depesche an Krüger“ gesprochen haben. So melden die Blätter. Den zärtlichen Regungen für die Buren brauchten wir keine Thräne nachzuweinen; diese Liebe stand politisch auf einer Stufe mit der früheren Bulgarenschwärmerei. Es wäre gut, wenn heute an den „maßgebenden Stellen“ erkannt würde, daß die Leute des Herrn Krüger ein rückständiges Element sind, eine hartgefottene Ausbeutergesellschaft, unter deren Druck besonders auch die deutschen Kolonisten leiden. Aber ein kühles Verhältniß zu der Burenrepublik bedingt noch keine Intimität mit England. Besteht eine solche Intimität, aber die Bismarck sich das letzte Haar ausgerauft hätte, jetzt wirklich wieder, dann wird sie für die Briten nur die Brücke bilden, auf der sie zu einer Verständigung mit Rußland gelangen können. Sie werden den Russen sagen: „Seht Ihr, Deutschland ist gegen Euch, sonst würde es nicht unsere Freundschaft suchen; aber wir gehen mit Euch, wenn Ihr billig seid, lieber als mit unserem Weltmarktkonkurrenten.“ Und das Geschäft wird via Kopenhagen gemacht werden. Durch die — wirkliche oder scheinbare — Schwermung der deutschen Politik ist das Burenreich, das sich eben sucht von der Republik lösen wollte, wieder an Frankreich gefittet worden. Die Furcht der Russen, der Deutsche Kaiser könne ihnen den Weg zu den Heiligen Stätten, einem Ziel großslavischer Träume, sperren, wird, in Verbindung mit Frankreichs Sorge um die Erhaltung des Protektorates über die orientalischen Christen, dann schon das Uebrige thun. Das Gemüth zieht sich zusammen. Vielleicht wird man später den Beginn der kritischen Epoche, in der wir angelangt sind, von dem jähen Eingriff Deutschlands in die chinesische Ruhe datiren und vielleicht merken auch die Ungläubigen, allzu Hoffnungseligen bald, daß, wenn mans eben nur recht versteht, eine düster drohende Bedeutung in dem Wort lebt, das der Kaiser in Stettin neulich sprach: „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser.“

An Fontanes Grabe ergriff auch der Besitzer der Vossischen Zeitung, der Geheime Justizrath Vessing, das Wort. Er vergaß, daß Fontane zehn Jahre lang Redakteur der Kreuzzeitung gewesen war, und behauptete stolz, unmittelbar vor dem Quartalschluß, nur seiner Vossin sei es gelungen, diesen Freien in Fesseln zu schlagen. Dann pries er die „Integrität“ des Dichters, den des Lebens Noth gezwungen hatte, für die Vossische Zeitung Theaterkritiken zu schreiben. Nach manchen Erfahrungen mit anderen Redakteuren dieses Blattes schien es dem Verleger wohl schon ein Ruhmestitel, daß Fontane sich nicht bestechen ließ. Warum aber rühmte Herr Vessing nicht auch Fontanes Bedürfnislosigkeit? Es war für einen Familienvater doch gewiß nicht leicht, mit den 2400 Mark auszukommen, die der reiche Besitzer der größten berliner Annoncenplantage ihm jährlich zahlte.

Eben hatte ich mich ein Bißchen in die lustigen alten Geschichten *Cyranos de Bergerac* hineingelesen, auf der Reise in den Mond, der Fahrt in den Sonnenstaat und beim Besuch im Reich der Vögel die graue Wirklichkeit vergessen und wollte über *Kostands* reizende *Heldenkomödie*, die den Berlinern nicht gefällt, ein Wort zu sagen versuchen; da kam die Nachricht, das münchener Oberlandesgericht habe in Sachen „*König Otto*“ als letzte Instanz den Spruch des Schöffengerichtes und der Strafkammer bestätigt. Also vierzehn Tage Haft wegen Groben Unfugs. . . Die Verschickung auf eine Teufelsinsel ist ja nicht, auch kein Martyrium, mit dem man sich brüsten dürfte; für ein paar Stunden aber kann es Einen doch verstimmen; und wer über *Kostands* *Cyranos*, wie sich gebührt, sprechen, wer die entzückende gallische Feitlerkeit dieses federleichten Kunstwerkes Anderen schildern will, Der muß jeden bitteren Tropfen aus seinem Blut bannen und so vergnügt dem Leben zuschmunzeln wie ein rechter *cadet de Gascogne*. Und man kommt bei der intimen Berührung mit moderner Justiz, auch wenn man nicht *Boisdeffre*, *Du Paty de Clam* und *Gribelin* zu Segnern hat, doch auf allerlei wunderliche, unfroh stimmende Gedanken. Da hatte ich einen Artikel geschrieben, bei dem meine arme Seele nicht an eine Kränkung des noch ärmeren Königs *Otto* dachte. Kein *Bayer* nimmt ein *Kergerniß* daran, Herr *Dr. Zigl*, der doch den Preußen und insbesondere den Verehrern *Bismarcks* nicht gerade hold ist, findet ihn „tief ergreifend“, der *Gutsherr* von *Friedrichsruh* sagt gelegentlich, die kleine Darstellung sei historisch richtig und für den Monarchisten erfreulich, und in der bayerischen Kammer, wo der Fall zweimal ausführlich erörtert wird, erhebt sich keine Stimme gegen den angeklagten *Missethäter*. Nach der Schöffengerichtsverhandlung schütteln Juristen und *Vaien* die Köpfe, sogar meine *Gönner* in der Presse nennen den *Kajus* erstaunlich und *Otto* *Mittelstaedt* erklärt, mein münchener Erlebnis habe mit *Kriminalistik* überhaupt nichts mehr zu thun. Aber die Richter, die unter der Suggestion der Anklage standen, haben an dem Artikel ein *Kergerniß* genommen und gefunden, er müsse das Publikum „beunruhigen und belästigen“. Nebenbei hat die Sache auch noch eine andere Wirkung. Die berliner Staatsanwaltschaft, die mir eine Weile Ruhe gelassen hatte, wird auf den Unfugling wieder aufmerksam. Einer ihrer jüngeren Beamten sagt im *Freundeskreise*: „Wir kriegen den *Harzen* auch noch!“ Ich werde angeklagt, in den Artikeln „*Pudel-Majestät*“, „*An den Kaiser*“, „*Der Wahrheit Nach*“ (der nicht einmal von mir geschrieben ist!) und „*Großvaters Uhr*“ den Deutschen Kaiser, daneben noch einen *Amtsgerichtsrath* und den *Oberstaatsanwalt Drescher* beleidigt zu haben, *Bernehmungen* und *Schriftsätze* folgen und zur Verstärkung der Anklage werden ungefähr dreißig ältere Artikel aus den Jahren 1891 bis 98 herbeigezogen und fleißig *exzerpirt*, um meinen bösen Sinn zu beweisen, der aus den inkriminierten Artikeln wohl nicht deutlich genug erkennbar war. Es ist eine *Wonne*, unter den schützenden Segnungen der deutschen *Pressfreiheit* zu leben. Nur stimmt solches Leben nicht gerade zu *cyranischer* Lustigkeit. Oder doch? *Vaboulaye*, der *Louis Napoleon* und den *despotischen Centralismus* des zweiten Kaiserreiches, ohne auch nur angeklagt zu werden, zum Gegenstand einer starken, rücksichtslos faden *Satire* machte, scheint deutschen Staatsanwälten von heute schon ein bedenklicher Herr. Soll auch das Verständnis für die unter *Ludwig* dem *Dreizehnten* und *Richelieu* herrschenden Zustände von Staates wegen in uns gewedt und soll deutschen Bürgern gezeigt werden, weshalb die gallische Feitlerkeit mit *Katzengeprassel* ausbrach, wenn der gestrenge Herr *Kardinal* den Rücken wandte?